Der Himmelsring.

Der Himmelsring.

Eine einfache Erzählung

von

Bruno Salzbrunner.

Ein kleiner Stein zum Bau der deutschen Zukunft.

Das Geheimniß unsers Lebens
Ist die Spiegelung fürwahr!

Zweite Auflage.

Nürnberg.
K. Ludw. Schmid's Verlag.
1868.

Schnellpressendruck von C. H. Kunstmann in Erlangen.

Zur zweiten Auflage.

Unser Goethe hat meisterlich geschildert, wie der „Regenbogen" von gemeinen und hohen Menschen ganz verschieden angesehen wird. Während er den ersteren nur ein entbehrlicher bunter Trug und leerer Schein ist, sehen die letzteren mit verklärtem Blick zu ihm empor und horchen froh, wenn Frau Iris sagt:

„Nun bin ich hier ins All gestellt
Als Zeugniß einer bessern Welt,
Für Augen, die vom Erdenlauf
Getrost sich wenden zum Himmel auf
Und in der Dünste trübem Netz
Erkennen Gott und sein Gesetz".

Was ist das für ein Gesetz? Das der Harmonie, die nicht durch Blut und Eisen, nicht durch Wunderglauben und magische Mittel, nicht durch Concordate und Congresse, sondern einzig nur durch das reine Walten der Vernunft erzielt werden kann. Ihre Frucht ist Freiheit und Frieden. Noch ist so viel Disharmonie, Unverstand und Bosheit, Aberglauben und Egoismus, so viel heiliger und unheiliger Dunst in der Welt, daß man an Gott und Menschheit fast verzweifeln

möchte. Aber dagegen möchte der „Himmelsring" ein Heilmittel sein, indem er zeigen will, daß alles Leiden in der Welt nur Folie von schönen Bildern, nur Unterlage für das gottähnliche Thun hoher Menschen werden muß, die nach der höchsten Krone ringen, nach der Sternenkrone edler Menschlichkeit. Weil jeder Mensch hiezu das Recht, die Pflicht und Macht hat, so gut wie die Sehnsucht nach Harmonie und Frieden, darf ich hoffen, daß mein „Himmelsring" noch viele Herzen gewinnen, ermuntern uud ermuthigen wird.

Im Frühling 1868.

Der Verfasser.

Zur ersten Auflage.

Während dieses Büchlein gedruckt wurde, entlud sich ein furchtbares Gewitter über unser Vaterland. Noch vor wenigen Tagen erbebten die benachbarten Fluren vom Donner schwerer Geschütze und wurden getränkt mit Blut und Thränen deutscher Brüder. Weithin Zerstörung, Jammer, Noth und Tod. Manches deutsche Auge wünscht in seinem Kummer, daß es vor dem unglückseligen Tage erblindet wäre!

Empor du Auge! Nach dem Gewitter glänzt der Regenbogen. Er ist ein Zeichen, daß die arme Erde von der Sonne nicht verlassen ist und die jungen Saaten wieder blühen werden. Noch ist Deutschland nicht verlassen und verloren, so lange es noch deutsche Herzen gibt, die bei den Worten Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Gottesfurcht, diesen Wurzeln wahrer Freiheit und Einheit, höher schlagen.

Dieses Büchlein, das ich in Voraussicht des Gewitters, welches über Deutschland kommen würde, „Himmelsring" betitelt habe, möge den kummervollen Geist des deutschen Bruders aus den grausigen Tiefen emporziehen zu solchen stillen Kreisen, in welchen einfache edle Menschen walten und streben, Wunden zu heilen und Thränen zu trocknen, und, so weit ihre Macht reicht, Eroberungen für das Reich der wahren Freiheit zu machen und den Glauben an eine sittliche Weltordnung zu beleben. Sie haben nämlich auf ihre Fahne geschrieben was unser Göthe sang:

Edel sei der Mensch
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Im Sommer 1866.

Inhalt.

Seite

Der kleine Tagschreiber.

Der Bärenwirth 3
In der Wirthsstube beim Bären 4
Die Wassersuppe 7
Frau Bertha 11
Im Nebenstübchen des Bärenwirths 13
Tief in der Nacht 15
Der Verwalter allein 18
Frau Bertha, Fräulein Hildegard und der Bärenwirth 21
Der Verwalter und Frau Bertha 25
In der Stube des Tagschreibers 30
Der kleine Schreiber des Verwalters 34
Ein Wunsch Bernhards 36
Ein Frauenkränzchen 38
Wittwe und Waisen 44

Der Lateinschüler.

Bernhard kommt auf die Lateinschule 49
Beim Löwenwirth 52
Der Verwalter und ein Lehrer 57
Die Krankenwärterin 63
Zwei Giftmischerinnen 69
Zwei Lateinschüler 75
Ein vornehmer Käufer 82
Die Doctorin und der Bärenwirth 86

Seite
Die Doctorin und Frau Bertha 91
Der Bärenwirth und der Verwalter 94
Genesung 97
Mich aber hast Du wegen meiner Unschuld aufgenommen 101
Der Bärenwirth und ein Drechsler 104
Sommerfrische 108
Die Reise ins Gebirg 111
Die Schlafkameraden 115
Bruder und Schwester 118
Ein Frühstück 121
Das Gewitter 122
Der Himmelsring 125
Der Rechtsanwalt.
Eine Schwurgerichtsverhandlung 129
Der Verwalter und der Bärenwirth 143
Marie und Margareth 149
Die Mutter und die Schwester des Advokaten . . . 153
Die Statue der Gerechtigkeit 156
Der Himmelsring auf der Felseninsel 162
Der Volksvertreter.
Zwei Radicale 173
Justitia fundamentum regnorum 177
Alles kann der Edle leisten, der's versteht und recht ergreift 182
Drei Handwerksburschen 188
Zwei Fürsten 193
Religionsfreiheit 199
Im Kabinet des Königs 209
Die Sternennacht 213

I.

Der kleine Tagschreiber.

1.

Der Bärenwirth.

Wenn man in Rothstadt sagte, man gehe zum Bären, so verstand man darunter den Wirth zum Bären selber. Er hatte aber das beste Bier in der Stadt. Einen Sohn hatte er und eine Tochter. Die Wirthin war schon lange todt. Nach der Geburt der Tochter, die jetzt fünfzehn Jahre alt ist, starb sie. Er wollte nicht mehr heiraten. Außer der Wirthschaft hatte er Garten- und Feldbau. Zwei Pferde hielt er und sechs Kühe. Sein großer Hund war sein beständiger Begleiter. Er trug faltige Stiefel über eng anliegenden ledernen Beinkleidern, eine mächtig große Weste, die den Unterleib warm hielt, darüber eine feste weite Tuchjacke mit großen Metallknöpfen, ein schwarzseidenes Halstuch, und eine grüne Sammtmütze auf dem dicken Kopfe, der zu seiner gedrungenen Gestalt paßte. Sein breites dickes Gesicht war scharf; wenn er im Hause wetterte, wurde Alles still. Auf seinem Gesichte stand geschrieben, daß er leicht in Zorn zu bringen sei. Aber im Herzen war er wohlwollend.

2.

In der Wirthsstube beim Bären.

Es war ein neblichter Tag im November. Schon um vier Uhr mußte der Bärenwirth die Lichter anzünden lassen. Um fünf Uhr kam der Verwalter gräflicher Güter in der Nähe, der in der Stadt wohnte. Er war ein kinderloser Witwer mit einigem Vermögen. Ein wunderlicher Kauz! Die Leute wußten nicht recht, was sie aus ihm machen sollten. Gewöhnlich hielt man ihn für einen Menschenfeind. Er hing seinen breiten Filzhut auf einen Nagel, zog seinen altmodischen Ueberrock aus, hing ihn an die Thür und setzte sich an den Winkeltisch, wo der Bärenwirth zu sitzen pflegte. Er zog seine Maserpfeife heraus, stopfte Taback hinein, zündete sie kurzweg am Kerzenlichte an und dampfte.

Agnes bringt ihm Bier. Er hält das Glas gegen das Licht, um zu sehen, ob es rein sei. Das verdroß schon lange den Bärenwirth.

Wollt Ihr eine Brille haben, Verwalter! damit Ihr besser seht?

Nicht nöthig, ich seh' noch genug.

Dann werdet Ihr doch schon gesehen haben, daß es wasserklar ist?

Ja, wasserklar.

Was? wasserklar? Ihr habt heute wieder einen guten Tag.

Laßt mich in Ruh.

Ich will Euch etwas sagen, Verwalter! Ihr wißt eigentlich gar nicht, was Euch fehlt; Ihr habt keine Sorgen und darum seid Ihr immer unzufrieden. Seitdem ich Euch kenne, geht die Leyer so fort.

Laßt mich in Ruh sag ich Euch.

Da schlich ein Knabe zur Thüre herein und stellte sich schüchtern an den Ofen. Den armen Tropf fror; er hatte leichte Höschen und eine gar dünne Jacke an. Auch war er furchtsam.

Der Bärenwirth stand auf, ging auf den Knaben zu und sprach leise mit ihm. Dann ging er an den Schrank.

Das Donnerwetter soll drein schlagen, schrie er, Agnes! wo ist der Schlüssel?

Agnes kam aus der Küche.

Wo ist der Schlüssel?

Ach, ich habe ihn in Gedanken eingesteckt, Vater!

Ja, in Gedanken, du Gans! wo du die Gedanken hernimmst, möcht ich wissen! Her mit dem Schlüssel!

Agnes warf dem Knaben einen zornigen Blick zu und verschwand in die Küche. Der Knabe schlug die Augen nieder.

Die verfluchte Unordnung! brummte der Wirth und suchte im Brodschrank herum. Der Teufel soll die Unordnung holen!

Er gab dann dem Knaben einen Laib Brod. Der Knabe flüsterte etwas.

Schon gut, sagte der Wirth, weiß schon. Geh nur zu!

Ein froher Blick leuchtete aus den Augen des Knaben, der gute Nacht sagte und eiligst dahin war.

Der Wirth setzte sich wieder an den Tisch und ließ sich Bier bringen.

Wem gehört der Bursche?

Laßt mich in Ruh.

Ihr seid ja noch wunderlicher als ich. Ihr habt mit dem Buben so sanft geredet, wie ich es von Euch nicht gewohnt bin, und mir gebt Ihr gar keine Antwort!

Weil der Bub die sanfte Antwort nöthiger hat als Ihr.

Nun, so sagt mir, wem der Bub gehört?

Ich mag Eure Neugierde nicht befriedigen; thun wollt Ihr doch nichts; Ihr kennt ja sonst Niemand als Euch selber; wenn nur Ihr Euren warmen Rock habt, was gehen Euch die frierenden Kinder an. Ihr wißt eben nichts von Noth und habt sicher niemals etwas davon gewußt.

Wirth! geht nicht weiter! sagt mir, wem der Knabe gehört.

Einem Tagschreiber, der ein Trinker aus Verzweiflung ist; er hat vier Kinder.

Wenn er ein Tagschreiber ist, kann er ja sein Brod verdienen, wozu da die Verzweiflung?

Es giebt ihm Niemand zu schreiben. Er hat ja keine Kleider, wie sie für eine vornehme Kanzlei passen, und dann trinkt er.

Und seine Frau?

Ist eine gar bedauernswerthe Mutter. Jetzt laßt mich aber in Ruh; Ihr werdet doch nichts für sie thun.

3.

Die Wassersuppe.

Es war am selben Abend. In dem Hinterhause eines Schreiners wohnt die arme Schreibersfamilie. An einem alten Kachelofen sitzen die Kinder. Der kleine Robert, ein Knabe von fünf Jahren mit dunklen Augen im blassen Gesichtchen; Marie und Bertha, beide dunkeläugig mit schwarzem Haar und stillen Gesichtern; Marie ist dreizehn, Bertha sieben Jahre alt. Sie sitzen am Ofen. Heute ist es lustig; die Mutter hat ein Feuer gemacht; es wird allmälig so wonniglich warm. Die Mutter hat auch einen Topf mit Wasser ans Feuer gesetzt; es soll heute Abend eine Wassersuppe geben mit gerösteten Zwiebeln gewürzt. Bernhard ist fortgegangen, um Brod zu holen. Die Mutter sitzt am Feuer, hat einen hölzernen Teller auf den Knieen vor sich und schneidet die Zwiebel. Der kleine Robert kniet hart an ihr, damit er das schöne Feuer sehen kann. Die Mutter ist eine Frau von einigen dreißig Jahren; sie ist nicht groß, aber wohlgebaut; ihr Gesicht ist immer noch schön; aber wenn Ihr dieses Gesicht am Ofenfeuer betrachtet, werdet Ihr gleich sehen, daß es viel heimlichen Kummer offenbart; aber auch gar viel Willensstärke. Die Mutter hat das dunkle Haar gescheitelt, ein dunkles Kleid mit einer blauen Schürze ist ihr Gewand.

Heute bin ich brav gewesen, Mutter! nicht wahr?

Ja, Robertchen!

Ich bin aber auch recht hungrig, Mutter! wann wird denn die Suppe fertig?

Sobald der Bernhard kommt, Robertchen!

Wo ist denn der Vater hingegangen, Mutter?

Er hat eine Schrift zu einem Herrn getragen.

Müssen wir mit der Suppe warten bis der Vater zurückkommt, Mutter?

Nein, mein Kind!

Dann hat aber der Vater nichts zu essen, sagte Bertha.

Doch, Bertha! Der Vater bekommt schon etwas. Er hat den ganzen Tag geschrieben, und da kann er im Wirthshaus etwas essen und ein Glas Bier dazu trinken. Er kann unsere Suppe nicht gut vertragen.

O! und ich freue mich schon gar so auf die Suppe. Die Zwiebel schmecken gar so gut!

Da kommt Bernhard. Er hat richtig einen schönen Laib Brod. O du Herzensbernhard!

Die Mädchen eilen dem Knaben entgegen. Roberts Gesichtchen strahlt vor Freude.

Bernhard gibt den Laib der Mutter. Sie sieht ihm dankbar ins blasse Gesicht und streicht ihm die Haare von der schönen Stirne zurück.

Du hast kalte Hände, Bernhard, geh nicht gleich an den Ofen.

Ich will die Hände reiben, Mutter!

Komm Bernhard, ich will dir eine Hand reiben, sagt Marie.

Und ich die andere, sagt Bertha.

Und ich auch, ruft Robert.

Schneide das Brod in die Schüssel, Marie, ich will die Suppe fertig machen.

In einer braunen Schüssel liegt das fein geschnittene Brod, die Mutter salzt und gießt das kochende Wasser darüber und deckt die dampfende Schüssel zu. Jetzt wird die Zwiebel geröstet.

O wie das angenehm durch die ganze Stube duftet! Und wie die Zwiebelstücke im Pfännchen sausen und brausen, wenn sie die Mutter mit dem Kochlöffel aufstört und umrührt!

Das kleine Herz des kleinen blassen Roberts zittert vor Verlangen. Er sieht aufmerksam in das Pfännchen. Bertha steht an der Schüssel und hält ihre zarten Hände über den Deckel. O! es ist gar so warm!

Der Deckel wird abgehoben, die Zwiebel mit Fett über das durchweichte Brod geschüttet und die Suppe ist fertig. Mutter und Kinder sitzen am Tisch und essen. Ueberaus gut schmeckt die Suppe. Die Mutter schiebt Robertchen ihre Zwiebelstückchen zu.

Draußen ist es gar kalt, Mutter!

Jetzt denkt nur, Kinder! daß es viele Tausend Menschen giebt, die gar keine warme Stube und warme Suppe haben! Lasset uns Gott recht danken!

Aber liebe Mutter! sagte Bernhard, es giebt doch auch so viele reiche Leute, die könnten wohl den Armen so viel geben, daß sie sich erwärmen und nähren könnten?

Die Reichen wissen oft gar nicht, daß es so gar arme Menschen giebt. Auch haben sie die Armuth selber

nicht erfahren und darum wissen sie nicht, wie weh sie thut.

Bernhard versank ins Nachdenken.

Was denkst du Bernhard?

Ich habe darüber nachgedacht, liebe Mutter! wie ich es einmal machen will, wenn ich ein Mann bin.

Wie willst du es machen, Bernhard?

Ich will mich um alle Armen annehmen. Ich will den Reichen sagen, daß sie den Armen geben sollen. Ich will ihnen sagen, daß es Gott befohlen hat.

4.

Frau Bertha.

Die Kinder schlafen; die Mutter sitzt noch an der Lampe und flickt. Ein tiefer Seufzer unterbricht ihre Arbeit. Was ist es? Morgen ist der Miethzins zu bezahlen. Frau Bertha öffnet eine Schublade und nimmt ein Papier heraus; in dem Papiere sind einige Silberstücke. Frau Bertha zählt und wickelt sie wieder ins Papier, verschließt die Lade und setzt sich schweigend wieder an die Arbeit. Es fehlen zwei Thaler. Es gelang ihr nicht, die Summe zu ersparen. Sie soll morgen das Geld zu dem Verwalter bringen, der Geld auf dem Hause des Schreiners hat; so ist es ausgemacht worden. Und der Verwalter gilt als ein finsterer und hartherziger Mann. Sie denkt an die harten Worte, die er ihr morgen geben wird. Er wird vom Gesindel sprechen, ihren Mann einen Taugenichts nennen, einen Trunkenbold — —

Lang verhaltene Thränen fallen auf ihre Arbeit; es ist ein Röckchen Bernhards.

Plötzlich hält sie inne.

Wenn Bernhard ein Mann sein wird, wird er sich der Armen annehmen gegen die Reichen! Jesus war auch ein armer Knabe gewesen und der hat sich als Mann auch um die Armen angenommen gegen die Reichen.

Sie vertieft sich in die Vergangenheit, in die Le-

bensgeschichte Jesu, in die Zukunft ihres Bernhard — und die Thränen vertrocknen.

Ihr Mann kommt nach Hause. Er ist in lustiger Stimmung. Er hat ein Glas mehr getrunken. Frau Bertha zürnt ihm nicht; er ist ein gar armer Mann, weil er die Armuth nicht ertragen kann. Er sucht sich zu betäuben und sie zu vergessen. Er lernte die Armuth nicht früh genug kennen; sie suchte ihn erst auf, als er bereits Familienvater war. Sein Herz ist gut und unverdorben, er liebt sein Weib und seine Kinder, aber er kann sie nicht ernähren. Er hatte seine Laufbahn mit schönen Aussichten und Hoffnungen als Beamter begonnen, hatte sich durch sein heftiges Temperament zur Widersetzlichkeit hinreißen lassen, verlor seine Stelle und ist nun ein Tagschreiber, der ungerne beschäftigt wird. Er ist ein armer Mann. Frau Bertha zürnt ihm nicht, daß er ein Glas mehr getrunken hat. Er setzt sich zu ihr und erzählt von der heutigen Abendgesellschaft.

5.

Im Nebenstübchen des Bärenwirths.

An demselben Abende ging es im Seitenstübchen des Bärenwirthes lebhaft zu. Die Stammgäste geriethen in große Aufregung. Es waren ein Stadtrath, ein Arzt, ein Privatier, ein Bezirksrath und der Verwalter an dem Tische. Es kam die Frage vor, wie den Armen aufgeholfen werden soll. Da gab es heftigen Streit.

Der Privatier, ein starker Mann von sechzig Jahren mit rothem Gesichte und einer braunen Perrücke, hatte erzählt, daß eine Frau in Wien sich und ihre Kinder mit Kohlendampf erstickt habe. Die Noth hätte sie dazu gezwungen.

Ach, die Noth! sagte der Stadtrath, ein kugelrunder kurzbeiniger Herr mit einer kupferrothen Nase und kleinen grauen Augen, die Noth ists nicht, es ist der Hochmuth der Leute; warum melden sie sich nicht bei der Armencommission?

Ei was! bei der Armencommission! warf der Bärenwirth hin, was nützt es denn? Wenn die Frau nicht der Gemeinde angehört hat, so wird sie grob abgewiesen.

Grob abgewiesen? sagte der Stadtrath, meint Ihr denn, daß die Mitglieder der Commission lauter Bären sind?

Es wäre gut, sagte der Verwalter, wenn sie alle wie der Bärenwirth wären.

Das verdroß den Stadtrath; denn der Bärenwirth war als grob bekannt; sein sanftes Herz kannten nur Wenige. Der Verwalter hatte es vor einer Stunde kennen gelernt.

Immer noch besser, meinte der Stadtrath, als solche Verwalter, die um einiger Thaler willen den Leuten ihre Betten verkaufen lassen.

Der Verwalter hatte das wirklich einmal gethan. Der Bärenwirth sah ihn groß an. Der Verwalter verfluchte sich selber innerlich.

Ich bleibe dabei, sagte der Stadtrath, daß die armen Leute hochmüthig sind, sie wollen nicht bitten. Die sogenannten verschämten Armen sind eben hochmüthige Arme, das ist der wahre Bettelstolz, den man demüthigen muß.

Ha! sagte der Bärenwirth, Ihr demüthigt mit Eurem Stolz den Bettelstolz; Ihr wollt eben angebettelt und dann als gnädige Herrn gepriesen werden. Da kehre ich die Hand nicht um — Stolz gegen Stolz. Ihr bettelt eben bei den bettelnden Armen um Weihrauch.

6.

Tief in der Nacht.

Frau Bertha hatte ihr Anliegen des Miethzinses wegen Gott empfohlen, und schlief nun ein. Sie hatte den ganzen Tag über ihre Pflicht treu erfüllt; ihr Gewissen war ruhig; dann war sie sehr müde. Auch der Bärenwirth hatte aufgeräumt. Einige junge Bursche, die sitzen bleiben wollten, schaffte er kurzweg fort, sie sollten ins Bett oder zum Teufel gehen. Seine Kinder mußten auch ins Bett; dann nahm er die Schlüssel, ging alle Thüren ab, schloß, verriegelte und hing dann den Schlüsselbund an den Nagel über seinem Bette. Er machte auch mit sich selber kurzen Proceß, verfluchte kurz seine heute begangenen Thorheiten und Fehler und nahm sich kräftig vor, morgen besser zu werden, dann erlaubte er auch noch frischweg dem Teufel, alle Dummheit und Schlechtigkeit der ganzen Welt zu holen, empfahl seine Seele Gott, den er wirklich fürchtete und liebte, empfahl ihm auch sein ganzes Haus, legte sich ins Bett, zog seine Schlafmütze bis an die Augenbraunen herab, löschte das Licht aus und fing in wenigen Minuten zu schnarchen an, daß man es in der nahen Gaststube gut hören konnte.

Schlaf sanft! du sanfter Mensch mit der rauhen Hülle! du hast heute ein Körnchen in eine Menschenbrust gelegt, das morgen schon aufgehen wird. Frau Bertha hat dich

heute schon gesegnet, weil du ihr wieder Brod für ihre Kinder geborgt hast; hätte sie gewußt, was du weiter für sie gethan hast! —

Der Verwalter kann nicht schlafen; er hat noch Licht. An seinem Schreibtisch sitzt er, raucht und denkt so vor sich hin. Seine Stiefschwester, Fräulein Hildegard, eine dürre, menschenfeindliche Jungfrau von fünfzig Jahren, die sein Haus besorgt, macht sich noch in der Stube zu schaffen. Wozu verbrennt er unnützer Weise so viel Kerzen! Nachdenken kann man im Bette auch. Gewiß hat ihm der Bärenwirth wieder einen Floh in's Ohr gesetzt.

Du hast dich heute gewiß schlecht unterhalten, weil du nicht schlafen gehen willst. Ich meine immer, du solltest nicht täglich zu dem brummigen Bärenwirth hingehen. Der Mensch thut ja, als ob er Einem das Bier schenken oder borgen müßte. Er könnte besser stehen, wenn er andere Manieren hätte. Es kann auch wahr sein, was man sagt, daß er geheime Ausgaben hat, er sieht ganz darnach aus.

Der Verwalter nahm die Pfeife aus dem Mund und sah seine Schwester groß an.

Was — für Ausgaben?

Ach! laß mich in Ruh mit deinen Fragen.

Laß du mich in Ruh; ich bin nicht aufgelegt, boshaftes Geschwäz anzuhören, das den edelsten Menschen die Ehre rauben will.

Sei so gut und nimm den Räuber an der Kerze weg, es tropft schon Unschlitt herab, und mach morgen deine Augen auf, wenn die Tagschreiberin kommt, ihren Miethzins zu bezahlen. Vielleicht rührt sie auch dein Herz.

Jetzt ging dem Verwalter ein Licht auf.

Verfluchtes Weibergeschwäz, sagte er, jetzt habe ich genug; ich will allein sein; mach, daß du ins Bett kommst. Der Bärenwirth ist ein braver Mann.

Und ein feiner Mann, von dem du schon etwas gelernt hast, wie ich höre. Du wirst gerade noch so grob werden, wie er ist.

Meinetwegen. Gute Nacht.

7.

Der Verwalter allein.

Der Verwalter ist wieder allein. In seiner Seele stiegen Erinnerungen aus seinem Leben auf. Er war auch eines armen Schreibers Kind. Als Knabe hatte er trübe Stunden verlebt. Um ihn nahm sich ein alter Amtmann an, half ihm zum Studium und behandelte ihn wie das eigene Kind. Er war in den Ferien auf dem Schlosse, das der Amtmann mit seiner Frau und seinem einzigen Töchterlein bewohnte. In seiner Seele stieg die Erinnerung an die blühende Wilhelmine auf — an das erste Erwachen seiner Liebe zu der blonden Jungfrau — an die schönen würzigen Sommerabende im Schloßgarten — an den Verlobungstag — an das Vermählungsfest — an die kurzen schönen Jahre ihres ehelichen Beisammenseins. Er hatte kaum eine Verwaltersstelle erhalten, da starb Wilhelmine. — Er dachte an den Tag, als man sie forttrug. Dann verschloß sich seine Seele, die so viel Bitteres und Schmerzliches erfahren hatte.

Er war bisher ein pflichtgetreuer Verwalter gewesen, ja manchmal zu hart gegen Schuldner, hatte sich auch ein hübsches Vermögen gesammelt, nebenbei behäbig gelebt, auch mancherlei studirt, namentlich über die Quellen der Armuth der meisten Menschen und auch darüber viel nachgedacht, wie man helfen könnte und sollte. Aber es war beim Nachdenken geblieben; er dachte nur immer an

das Große, Ganze und wendete sein Auge vom Kleinen weg. Sein Kopf war voll von Entwürfen für die Menschen, aber er führte keinen aus, weil er sich vorsagte, seine Mittel reichten doch nicht und — weil er im Grunde nicht gerne etwas hergeben mochte. Sein Kopf war warm und dabei sein Herz kühl geworden. Da kam der Bärenwirth über ihn. Dieser einfache Mann fing die Sache besser an; er machte nicht viel Entwürfe, sondern ergriff die Gelegenheit beim Schopf und that auf seinem Fleck, was er thun konnte. Der Bärenwirth hat Recht. Die Menschheit besteht aus lauter Familien. Hilft man nur einer Familie, so ist schon etwas gethan. Das Weitere wird sich dann finden. Der Bärenwirth hatte ihm nun eine Aufgabe vorgelegt mit der armen Schreibersfamilie. Er sollte nun zeigen, ob er sie auch lösen kann. Vor seine Seele trat der schüchterne Knabe mit den treuen Augen, dem der Bärenwirth heute Brod gegeben hatte. Er dachte sich in die kleine Seele des armen Knaben, der schon so früh die Noth des Lebens erfahren muß. Wie wird diese junge Seele gedrückt gewesen sein auf dem Wege zum Bärenwirth! Wie wird sie erleichtert gewesen sein auf dem Heimwege zur bekümmerten Mutter, zu den hungrigen Schwestern und dem kleinen Brüderlein! — Er dachte sich in die Seele der sorgenvollen Mutter tief hinein. Was hat sie von allen seinen Plänen für die Zukunft der darbenden Menschheit, wenn sie heute Abend Brod für ihre Kinder braucht? Wie armselig, hohl und langweilig müßte er vor ihr neben dem Bärenwirth erscheinen, der frischweg handelte? —

Punktum! sagte er endlich und klopfte die Pfeife aus,

Punktum! und mein Siegel darunter, ich will mich um die Familie annehmen. So viel ich Verstand und Mittel habe, soll ihr auch gründlich geholfen werden.

Er zog seine Stiefel aus, entkleidete sich und redete immer mit sich selber so fort. Er war voll heimlichen Vergnügens und lächelte manchmal; er dachte an die kleinen Scharmüzel, die er mit Hildegard werde bestehen müssen.

Ich werde ihr den Kopf schon zurechtsetzen. Bin ich nicht Herr in meinem Hause? Für sie ist zeitlebens reichlich gesorgt; sie darf nichts entbehren und weiter geht sie meine Angelegenheit nichts an. Ich bin jetzt achtundvierzig Jahre alt und weiß, was ich zu thun habe und damit Punktum!

So unterhielt er sich mit sich selber, löschte das Licht aus und schlief fröhlich ein.

O welche Himmelskraft liegt schon in einem guten Vorsatze! Er ist wie ein uralter Wein, von dem schon einige Tropfen das erstarrte Herz erwärmen und erfreuen. Sagt! gibt es eine reinere Freude, als die, welche aus dem festen männlichen Entschlusse quillt', einem Armen aufhelfen zu wollen? Während das Christenthum Seligkeit verheißt, läßt es dieselbe sogleich kosten, wenn man thut, was es befiehlt, nämlich sich der Armen und Verlassenen annimmt, ja, wenn man nur den Entschluß dazu gefaßt hat! Das ist einmal Wahrheit, was man gleich als Wahrheit erproben kann! Das ist einmal eine mächtige Lehre, welche macht, daß der Gebende reicher wird als der Empfangende! —

8.

Frau Bertha, Fräulein Hildegard und der Bärenwirth.

Es war neun Uhr Morgens und Frau Bertha schellte an dem Thore des Verwalters. Der grelle Ton in dem großen Vorhause erschreckte sie. Solche grelle Töne wird sie jetzt mehrere zu hören bekommen, denkt sie. Das Thor wird durch einen Aufzug geöffnet; Frau Bertha steigt beklommen die Treppe hinauf. Fast möchte sie weinen. An dem Gitter erscheint Fräulein Hildegard mit einem kläffenden Hündchen.

Guten Morgen!

Guten Tag!

Kann ich den Herrn Verwalter sprechen?

Ich weiß nicht — Sie wollen gewiß den Miethziens zahlen. Geben Sie mir das Geld, ich will Ihnen die Bescheinigung herausbringen.

Frau Bertha wurde blaß.

Ich wünschte mit dem Herrn Verwalter einige Worte zu sprechen.

So früh am Morgen? Ich weiß wirklich nicht — Mein Bruder ist vielleicht nicht ganz wohl, er hat gestern lange in die Nacht hinein gearbeitet. Es wird besser sein, wenn Sie die Miethzinsangelegenheit durch mich abmachen und ein anderesmal vorsprechen. Sie dürfen mir das Geld schon anvertrauen.

Danke, Fräulein! da will ich lieber später kommen; ich muß mit dem Herrn Verwalter sprechen.

Wie Sie wollen. Adieu!

Guten Tag.

Es war gar so kalt; Frau Bertha war so dünn gekleidet; sie hatte auch nichts Warmes gefrühstückt; sie fror und zog ihr altes Tuch enger um sich, als sie die Treppe hinab ging.

An der Thorglocke wurde gerissen; der Glockenschwengel baumelte noch lange hin und her. Das Thor wurde aufgezogen und der Bärenwirth trabte herein. Der Verwalter hatte gestern sein Messer liegen gelassen; er wollte es ihm bringen; er brauchte auch einen Rath in Geldangelegenheiten. Frau Bertha begegnete ihm in der Hausflur.

Frau Bertha wollte die Gelegenheit ergreifen, ihm für seine Wohlthätigkeit zu danken und um Geduld wegen ihrer Schuld an ihn zu ersuchen. Fräulein Hildegard stand am Gitter. Das Hündchen bellte wüthend, es konnte den Bärenwirth nicht leiden. Der Bärenwirth wurde über das Gekläff zornig.

Gebt doch Eurer Mißgeburt einen Fußtritt aufs Maul, Jungfer Hildegard! schrie er als Morgengruß über die Treppe hinauf, sonst gebe ich ihr einen, wenn ich hinaufkomme. Ich kann ja kein Wort von dem verstehen, was mir die Frau da sagen will.

Fräulein Hildegard nahm im höchsten Zorn aus Furcht, der Bärenwirth möchte seine Drohung ausführen, das Hündchen auf und hielt ihm das Maul zu.

Frau Bertha sprach einige leise Worte des Dankes und der Bitte um Geduld.

Der Bärenwirth sah sie sanft an, nickte mit dem Kopfe und hielt dann seine große Hand an den Mund, um ihr Schweigen anzuempfehlen.

Habt Ihr den Verwalter gesprochen?

Nein.

Warum nicht?

Weil ich nicht vorgelassen worden bin; es soll noch zu früh sein.

Zu früh? sagte der Bärenwirth, da schau einmal! der Verwalter hat doch von acht Uhr angefangen seine Kanzlei offen. Wartet, ich will ihn aufstöbern. Kommt nur mit herauf.

Hildegard war unsichtbar geworden. Frau Bertha blieb am Gitter stehen. Der Bärenwirth hatte sein Geschäft beim Verwalter bald abgemacht.

Draußen wartet eine Frau auf Euch.

Kennt Ihr sie?

Ja; das ist die Mutter des Knaben, der gestern bei mir war.

Die wird den Miethzins zahlen wollen.

Richtig, heute ist Zahltag! hätte es bald vergessen. Sagt, wie viel muß sie erlegen?

Acht Thaler.

Was thut Ihr denn, wenn sie nicht ganz oder gar nicht zahlen kann?

Ich weiß schon, was ich thun will.

Auspfänden?

Jetzt laßt mich in Ruh, Wirth! und macht daß Ihr

fortkommt, damit die Frau nicht so lange warten muß. Meint Ihr denn, Jedermann hat so viel freie Zeit wie Ihr? Die Frau muß zu ihren Kindern heim!

Ist gut, ich gehe jetzt, heute Abends frage ich Euch, wie Ihr es mit der Frau gemacht habt. Denkt daran! Ihr wißt, ich bin nicht fein, wenn mich etwas ärgert.

Das weiß ich. Lebt wohl.

Nur noch dieses. Gebt der Frau keine harten Worte, sie hat an Eurem Gesichte schon genug, wenn sie nicht zahlen kann und spart Eure Reden von der Hebung des Armenwohls für die Quacksalber in meinem Seitenstübchen.

Daß Euch der Teufel —

Der Verwalter lachte und schüttelte dem Bärenwirth die Hand.

9.

Der Verwalter und Frau Bertha.

Frau Bertha trat schüchtern ein. Ach! wie war dies arme Herz beklommen — um einiger Thaler willen — um einiger Thaler willen, die so manches Weib für eine Stickerei an ihrem Unterrocke wegwirft! Verflucht sei die Unwissenheit und Knechtschaft der Menschen! — Wenn ein vornehmes reiches Weib nur einigermassen frei wäre von den Ketten der Dummheit, würde es anders handeln Angesichts so großen Jammers in der Welt! Dasselbe gilt von Männern! —

Frau Bertha nahm das Geld aus dem Papier, legte es auf den Schreibtisch des Verwalters und sagte mit zitternder Stimme: Mehr habe ich nicht zusammenbringen gekonnt; ich will die fehlenden zwei Thaler möglichst bald nachbringen. Haben Sie Geduld, Herr Verwalter! ich habe vier Kinder. —

Da empfand der Verwalter einmal so recht, was Rührung ist. Erst hatte ihn der Bärenwirth dazu präparirt, und jetzt wurde mit dem zarten Finger einer entsagenden Mutter jene Saite des Herzens berührt, die eigentlich kein Mensch, der diesen Namen verdient, ungerührt ertönen hören kann. Er dachte an seine Mutter. Kräftige Naturen haben das Eigenthümliche, daß sie dem Segen, den sie austheilen wollen, einen kräftigen Fluch, eine Art Teufelaustreibung voranschicken müssen.

Der Teufel soll die ganze Wirthschaft holen! sagte der Verwalter.

Frau Bertha erschrack.

O, ich meine nicht Sie, Frau Gärtner! sagte der Verwalter, ich denke an etwas Anderes. Setzen Sie sich, ich habe mit Ihnen zu reden.

Frau Bertha setzte sich auf einen Stuhl.

Ist Ihre Familie gesund, Frau Gärtner?

Ich danke Ihnen, Herr Verwalter! bis auf meinen Mann sind wir Alle gesund.

Was fehlt ihm?

Ich fürchte, Herr Verwalter! er leidet an der Auszehrung.

Er kann aber doch ausgehen?

O ja, Herr Verwalter! er arbeitet auch wenn —

Was wenn?

Wenn er Beschäftigung bekommt.

Eine schwere schwarze Wolke flog über das blasse Gesicht der Frau.

Ich will Ihrem Manne Beschäftigung verschaffen, Frau Gärtner!

Ein trauriges Lächeln der Frau machte den Verwalter stutzig. Sie schwieg.

Ist Ihnen mein Antrag unbequem, Frau Gärtner?

O nein, Herr Verwalter! aber ich fürchte —

Einige Thränen zeigten sich in ihren leidvollen Augen.

Was fürchten Sie, Frau Gärtner?

Daß mein Mann nicht so würde behandelt werden, daß die Beschäftigung von Dauer wäre. Er ist schon

viel verfolgt worden und darum empfindlich. Dazu ist er noch körperlich angegriffen und —

Jetzt rollten einige große Tropfen über ihr Gesicht.

Und? Frau Gärtner! Theilen Sie mir Alles mit!

Und ich kann nicht so viel aufbringen, ihm Stärkendes zu geben.

Haben Sie noch etwas Geduld mit mir, Frau Gärtner! wenn ich noch weiter frage, Sie werden den Grund zuletzt einsehen. Wie alt ist Ihr ältester Knabe?

Morgen wird er zwölf Jahre alt, Herr Verwalter!

Kann er gut schreiben?

Ja, das kann er; er kann auch gut lesen und rechnen; er ist ein gar fleißiges und braves Kind. Er gehört zu den Besten in der Schule und ich — ich gebe ihm auch das beste Zeugniß. Verzeihen Sie, Herr Verwalter! daß ich mein Kind so gelobt habe; aber ich kann es so selten thun und —

Frau Bertha brach ab. Der Verwalter horchte mit Entzücken zu. So ist es Recht; des Himmels Sonnenwärme wirkt dort am meisten, wo kein warmer Ofen ist. O diese Frau ist reich! Ihr Bernhard ersetzt ihr Alles. O Mutterliebe! Heilige Himmelsflamme!

Jetzt ist es gut, sagte der Verwalter, jetzt kann ich schon etwas machen, wenn Ihr Bernhard so talentvoll, fleißig und zugleich so liebevoll ist. Da müßte doch der Teufel dahinter stecken — — Verzeihen Sie, Frau Gärtner! meine derbe Weise mich auszudrücken. Sie ist eine schlechte Angewöhnung in Folge meines Umganges mit derben Menschen. Der Bärenwirth, den Sie vorhin gesehen haben, ist auch so ein rauhrindiger Baum, aber

sein Herz ist gut und weich. Er fängt mit dem Teufel an und hört mit Gott, auf im Unterschied zu den Vielen, die mit Gott anfangen und mit dem Teufel aufhören. Der Teufel soll die hartherzige Zimperlichkeit holen! Nun also gut, Frau Gärtner! ich kann etwas für Ihre Familie thun, und will es thun.

Frau Bertha sah den Verwalter dankbar an. Dann erleichterte sich ihr volles Herz durch einen tiefen Seufzer.

Sagen Sie Ihrem Manne, Frau Gärtner! ich kann ihm Beschäftigung geben und er soll möglichst geschont werden. Und dies kann dadurch geschehen, daß Ihr Bernhard täglich einige Stunden für ihn bei mir arbeitet. Da kann der Vater ausruhen und frische Luft genießen. Das Weitere wird sich finden.

Sofort zog der Verwalter eine kleine Lade im Schreibtische, nahm vier Thaler heraus und legte sie zu den sechs Thalern auf dem Tische.

Sind zehn Thaler, sagte er, die ich Einstandsgeld gebe; davon ziehe ich die fehlenden zwei Thaler für den Miethzins ab; bleiben acht Thaler. Nehmen Sie dieselben mit, und damit Gott befohlen, Frau Gärtner! Herr Gärtner soll sich heute bei mir einfinden.

Frau Bertha wollte einige Worte des Dankes sagen.

Nichts sagen, Frau Gärtner! Geschäftssachen, weiter nichts, Adieu! —

Er verschwand in ein Nebenzimmer.

Frau Bertha ging diesmal mit anderen Gefühlen die breite Treppe hinab, als vor einer halben Stunde.

Seht, wie der Mensch auf den Menschen wirken kann! Er ist wie die Frühlingssonne, die auch die Maßlieb und Veilchen und Schlüsselblumen aus der vorher hartgefrornen Erde hervorlockt! Die Seele der Frau Bertha war diese Erde.

10.

In der Stube des Tagschreibers.

In dem Hofstübchen war es ziemlich kalt. Die kleine Bertha hockte am Fenster und schrieb auf eine Schiefertafel; neben ihr kauerte Robert und sah ihr zu. Marie strickte und Bernhard las in einem Buche. Der Vater war ausgegangen, um Beschäftigung zu suchen.

Die Mutter kommt aber lange nicht, sagte Robert.

Weißt du Bernhard, wohin die Mutter gegangen ist? frug Marie.

Ja; ich weiß es.

Darfst du es nicht sagen?

Ach! zu dem Verwalter. Da wird es der Mutter nicht gut gehen.

Warum nicht?

Sie hat nicht den ganzen Miethzins zusammengebracht und heute ist der Zahltag.

Die Mutter hat sich schon recht gefürchtet.

Der grobe Verwalter hat am Ende die Mutter einsperren lassen, wie der hartherzige Knecht seinen Mitknecht im Evangelium!

Das darf er nicht, sagte Bernhard aufspringend; er darf die Mutter nicht einsperren lassen.

Aber wenn er es doch thut, Bernhard! Die Mutter bleibt mir zu lange aus.

Was? glaubst du das Marie! dann gehe ich gleich hin und mache die Mutter frei.

O! der grobe Verwalter würde dich am Ende auch noch einsperren.

Ich weiß was ich thue; ich gehe zum Bärenwirth und bitte ihn recht, daß er mit mir geht.

Was? der Bärenwirth? der soll ja auch so grob sein.

Mit mir nicht, Marie! er ist recht gut mit mir. Ja zu ihm will ich gehen; er wird dann mit dem Verwalter recht grob sein und dann ist es recht.

O wenn nur der Vater da wäre! mir ist recht bange.

Da kamen Vater und Mutter zugleich. Die Mutter hatte den Vater begegnet.

O Mutter! wie ist es dir gegangen?

Gut, Bernhard, recht gut, lasset uns Gott vom Herzen danken. Komm Marie, hole ein Bündel Holz und schüre dann ein Feuer an, damit der Vater warm hat; und du Bertha! hole Kartoffel und Schweinefett — hier hast du fünf Silbergroschen — wir wollen heute gute geröstete Kartoffel essen.

Alles kam in Bewegung. Sechs Herzen waren froh. Die beiden Mädchen eilten fort. Robert will auch mit; er will das Holz tragen helfen. Frau Bertha nimmt ihr Tuch, hüllt ihn ein und bindet die Enden hinten zusammen. Er kann mitlaufen.

Was soll ich thun? Mutter.

Du bleibst hier, Bernhard! ich muß mit dir sprechen. Du gehst dann mit dem Vater fort.

Wohin Mutter?

Zu dem Herrn Verwalter. Nicht wahr Vater! Du nimmst Bernhard gleich mit?

Ja freilich, wenn es der Verwalter so bestimmt hat.

Was soll ich denn dort thun, Mutter?

Horch Bernhard! ein großes Werk darfst du thun. Du darfst deinem Vater helfen, unser Brod verdienen. Du darfst ihm einen Theil seiner Last abnehmen. Du darfst beim Verwalter einige Stunden schreiben, damit der Vater sich schonen kann. Du wirst es auch gut machen.

Die Seele des Knaben jauchzte hoch auf. Er sah seinen Vater mit funkelnden Augen an.

Frau Bertha nahm die sieben Thaler aus der Tasche — den achten hatte sie bereits umgewechselt für Kleingeld — und legte sie auf den Tisch.

Da ist das Einstandsgeld, das mir der Verwalter für Euch gegeben hat. Es waren zehn Thaler, zwei habe ich gebraucht, um den Zins zu ergänzen und einen habe ich für das Haus wechseln lassen. Nimm das Geld Vater!

Der Vater nahm das Geld und gab dann fünf Thaler der Mutter zurück.

Bernhard sah aufmerksam der Mutter zu, welche die fünf Thaler nahm.

Ich weiß schon, was du denkst Bernhard! — Nimm die zwei Thaler und thu mit denselben, was ich und du zugleich denken. Bring sie dem Bärenwirth und danke ihm.

Das blasse Gesicht des Knaben erheiterte sich noch mehr. Er nahm seine Mütze und ging. Marie und Robert kamen mit dem Bündel Holz. Es wurde Feuer ge-

schürt; der Vater ging still vergnügt auf und ab; Robert freute sich an dem Prasseln des grünen Fichtenreisigs und Marie holte beim Brunnen Wasser für die Kartoffel. Da kam auch Bertha. Jetzt konnte gekocht werden.

Bernhard kam auch zurück. Der Bärenwirth hätte gelacht, sagte er, und so etwas für sich hingebrummt, während er die Aufschreibung in seiner Brieftasche ausgestrichen hat. Ich sollte wieder zu ihm kommen, wenn es nothwendig wäre. Er schenkte mir auch diesen Weck.

Der Weck wurde unter die vier Kinder vertheilt. Es war ihr Frühstück und schmeckte trefflich.

O wie ist ein Weck so gut, wenn man hungrig ist! Wie sind Rebhühner so langweilig, wenn man übersatt ist! —

Der Vater und Bernhard machten sich auf den Weg. Die Mutter saß still am Feuer und dachte nach.

Worüber dachte sie wohl nach, weil sie so aufmerksam auf das Feuer im Ofen sah? Ich weiß es nicht; aber das denke ich mir, mit ihr ins Feuer blickend: Wie die harten und ungenießbaren Kartoffel da im Topfe, so sind die Menschen, wenn sie nicht von der Himmelsflamme der Nächstenliebe durchwärmt und erweicht werden. Auch das fällt mir ein, daß die Kartoffel nicht gut gedeihen, wenn der Boden zu fett ist, und daß eben so aus dem Menschen nicht viel wird, wenn es ihm zu gut geht. Auch das noch: die Kartoffel mit rauher Schale sind durchschnittlich schmackhafter und nahrhafter, als die mit feiner glatter Schale. Ist vielleicht bei den Menschen Aehnliches anzutreffen? Der Leser mag selber urtheilen.

11.

Der kleine Schreiber des Verwalters.

So hat es der Verwalter vorläufig eingerichtet: Vormittags schreibt Herr Gärtner bei ihm, und ist Nachmittags frei. Bernhard muß Nachmittags kommen.

Da sitzt der kleine Schreiber an einem grünangestrichenen großmächtigen Schreibtisch auf einem hohen Stuhle und schreibt mit der größten Aufmerksamkeit. Er hat vor dem Verwalter gewaltigen Respekt, aber er fürchtet sich nicht mehr vor ihm, wie ehedem; er denkt daran, daß er mit der Mutter so freundlich gewesen ist. Der Verwalter sitzt in einem alten Rock an einem großen Tische am Fenster, hat eine hohe Mütze auf und raucht in Einem fort. Er schreibt, zählt Geld, wirft es in ein grobes Linnensäckchen, bindet es zu und wirft es in eine Schublade. Dann stellt er sich mit seiner Pfeife an den Ofen und sieht seinem kleinen Schreiber zu. Um drei Uhr kommt Fräulein Hildegard und der kleine Hund mit ihr. Sie bringt dem Verwalter schwarzen Kaffee und dem Schreiber muß sie Brod und zwei Aepfel bringen. Sie thut es ungern, aber sie muß; der Verwalter hat schon ein Donnerwetter darüber gemacht.

So ein Bub gehört gar nicht an einen Schreibtisch! es ist eine Schande für eine Kanzlei, meint sie, Aepfel und Brod — es ist zum Lachen — für einen Schreiber!

Ein Schnapsbruder wäre wohl eine bessere Zierde

für die Stube, nicht wahr? hatte der Verwalter darauf gesagt.

Nun, diese Zierde haben wir ja Vormittags, hatte Fräulein Hildegard bemerkt.

Wer ist ein Schnapsbruder?

Der Vater dieses Buben.

Seit wann?

Seit Jahren.

Wer sagt das?

Die Frau Gemeindeschreiber. Sie hat ihn vor zwei Jahren öfter Schnaps trinken gesehen.

Ja, vor zwei Jahren! Kann sich denn ein Mensch nichts abgewöhnen? Weil ein Mensch vielleicht aus Kälte oder Desperation einigemal Schnaps getrunken hat, ist denn dann die Folge, daß er es immer und in alle Ewigkeit thut? Seit zwei Jahren trinkt er nicht mehr Schnaps. Der Bärenwirth weiß das.

Ja der Bärenwirth sagt das freilich.

Warum sollte denn der Bärenwirth das sagen?

Weil er dir diese Leute anhängen wollte, damit er zu seinem Gelde kommt.

Ach! Das sind Einbildungen.

Nun, nun! wir werden es schon noch erfahren. Wer sich mit solchen Schuldenmachern einläßt, hat wenig Gutes zu erwarten.

12.

Ein Wunsch Bernhards.

An einem Nachmittage stand der Verwalter am Ofen, rauchte, sah dem kleinen Schreiber zu und sagte endlich:

Was möchtest du denn werden Bernhard?

Der Knabe wurde roth und sah auf den Verwalter verlegen hin.

Ein Advokat, sagte er dann schüchtern.

Ein Advokat? Du möchtest dir wohl gerne viel Geld verdienen?

Das nicht allein, Herr Verwalter!

Was denn noch?

Ich möchte mich recht tüchtig um die Armen annehmen, wenn sie verfolgt werden, ich möchte für sie sprechen und schreiben.

Du würdest also als Advokat nie einen Proceß eines Reichen gegen einen Armen annehmen und führen wollen?

Nein, nie, Herr Verwalter!

Aber jeden Proceß der Armen gegen die Reichen?

Ja, Herr Verwalter!

Wenn aber der Arme offenbar Unrecht hat?

Der Knabe stutzte. Dann nicht, sagte er.

Du wolltest also doch nur das Recht vertheidigen?

Ja, das Recht der Armen, aber nicht das Unrecht

der Armen, und nie das Recht oder Unrecht der Reichen gegen die Armen.

Da solltest du nun lateinisch lernen, damit du auf die Lateinschule kommen könntest.

Ich habe schon etwas gelernt, Herr Verwalter!

Wer hat dich unterrichtet?

Niemand, Herr Verwalter! ich habe eine lateinische Sprachlehre geschenkt bekommen, und da habe ich darin gelernt, wenn ich Zeit gehabt habe.

Bring das Buch morgen mit, Bernhard!

Ja, Herr Verwalter!

13.

Ein Frauenkränzchen.

Bei der Frau Gemeinderäthin Kirchberger, deren Mann Kaufmann ist, ist an einem Nachmittage ein Kränzchen von vier Frauen versammelt. Sie gehören in den Vorstand des Armenvereins. Sie halten eine Sitzung, um Angelegenheiten zu berathen. Da ist Fräulein Hildegard, des Verwalters Stiefschwester, dann die Frau Gemeindeschreiberin und die Frau Doctorin, deren Mann Gerichtsarzt ist. Der Kaffee ist bereits getrunken, sie sitzen beisammen und stricken. Es ist schon die Dämmerung eingetreten, obgleich es erst vier Uhr ist. Margareth, die Magd, stellt die Petroleumlampe auf den Tisch. Sie soll noch Kohlen nachschüren; es ist schon wieder kühl im Zimmer.

Ihr Herr Gemahl, Frau Doctor! meint also, daß es der Tagschreiber Gärtner nicht mehr lange werde machen können?

Ja, Fräulein! so sagt er; das Frühjahr dürfte ihn fortnehmen. Mich dauert diese Familie.

Ja freilich ist sie zu bedauern, sagte die Gemeindeschreiberin, weil der Frau die Demuth fehlt.

Wissen Sie denn, was sie mir gethan hat?

Was denn?

Ich bin, obgleich sehr ungern, einmal hingegangen,

es sind heute acht Tage, um mich umzusehen, wie sie leben und ob sie einer Unterstützung bedürften. Denn mein Mann ist einmal von der Gesellschaft beim Bären nach Hause gekommen und hat sich verdrießlich über unsern Verein ausgelassen. Ich mag gar nicht wiederholen, was ich da Alles anhören mußte.

O sagen Sie's doch, Frau Gemeindeschreiber! damit man sich gelegentlich vertheidigen kann.

Ach! es ist zu arg gewesen. Die Weiber taugten nicht, wurde beim Bären gesagt, zu einem Unternehmen, wo die Eitelkeit und der fromme Hochmut eine so große Rolle spielen können. Wir wären auch zu schwachsichtig, um die wahrhaft Dürftigen ausfindig zu machen. Und dann, hieß es, verstehen wir nicht, auf die rechte Weise zu unterstützen.

Das ist der Weltlohn! seufzte die Gemeinderäthin.

Wir dürfen eben nicht darauf merken, was die Leute sagen, meinte Hildegard.

Ich meine doch, Fräulein! sagte die Doctorin. Es kann für unsern Zweck nur förderlich sein. Und aufrichtig gesagt, ich finde viel Wahres an dem, was unserem Verein vorgeworfen worden ist.

Sie finden Wahres daran Frau Doctorin? Ich wüßte wahrhaftig nichts Wahres aus dieser Wirthshauskritik herauszufinden. Die Männer wollen eben Alles besser verstehen und machen, als die Frauen, und prahlen gern mit ihrer Großmuth und bilden sich noch etwas darauf ein, daß sie auf Frömmigkeit nichts halten.

Das Letztere möchte ich doch nicht behaupten, Frau Grundner! Die Männer halten schon auf Frömmigkeit,

aber sie verstehen darunter etwas Anderes, als viele Frauen, und dann ist ihnen der Schein zuwider. Mein Mann und der verstorbene Stadtpfarrer waren gute Freunde, und mein Mann gilt doch für keinen frommen Mann.

Nein wahrhaftig nicht, platzte Hildegard heraus.

So wenig als Ihr Herr Bruder, Fräulein!

Die Gemeinderäthin und Gemeindeschreiberin lächelten vergnügt.

Der verstorbene Stadtpfarrer war eben auch darnach, sagte die Gemeinderäthin. Er war ja auch bei der Gesellschaft beim Bären, und hatte dicke Freundschaft mit dem Bärenwirth.

Der verstorbene Pfarrer war aber allgemein geachtet und mein Mann sagt, daß ihn viele Familien im Stillen noch segnen.

Ja, Frau Doctorin! das ist wahr, man kann ihm weiter nichts nachsagen, als daß er ziemlich weltlich und etwas partheiisch für die Männer gegen die Frauen war. Was das Segnen im Stillen angeht, so habe ich davon noch nie etwas gehört. Ich habe noch keine solche Familie kennen gelernt.

Das ist es ja eben, was man uns vorwirft, sagte die Gemeindeschreiberin, wir sollten diese Familien kennen. Mein Mann deutete auf die Tagschreibersfamilie hin; das wäre eine solche, meinte er, und darum entschloß ich mich, wie gesagt, einmal hinzugehen um sie näher kennen zu lernen.

Nun erzählen Sie, Frau Gemeindeschreiber! wie es Ihnen ergangen ist.

Ja richtig, ich habe Ihnen noch nicht davon gesagt. Ich komme also vor acht Tagen hin; sie wohnen in einer Hofwohnung des alten Imburghauses, das Ihr Herr Bruder, Fräulein, verwaltet.

Ich weiß es gar wohl; mein Bruder hat in dem Hause mehrere solche Zinsleute, die den Miethzins schuldig bleiben.

Ich trete also in die Stube ein und grüße mehr als höflich, gewiß herablassend genug.

Ich erkundige mich um ihr Befinden und um das ihres Mannes. Ich frage auch um die Kinder und lege ihr auf die Zunge, über die Theuerung und ihre Noth zu sprechen. Alles umsonst. Ich sage ihr dann, daß ich im Vorstand des Frauenarmenvereins sei und daß wir uns sehr angelegen sein ließen, aus Liebe zu Gott die wahrhaft Armen zu unterstützen und daß wir gerne um Gotteswillen diejenigen Familien, die sich nicht selber meldeten, aufsuchten, um ihnen mit Rath und That beizuspringen.

Da wird sie denn doch zugegriffen haben. Was hat sie denn gesagt?

Das ist freilich eine angenehme Beschäftigung, die nur Wenigen zu Theil wird. Ich kann jetzt noch daran nicht denken. Vielleicht einmal später, wenn mein Bernhard groß ist. So sagte sie. Nehmen Sie jetzt nur diesen gränzenlosen Hochmut! Ich war verblüfft und natürlich etwas gereizt dadurch, daß diese armselige Tagschreiberin sich mit uns zusammenstellen wollte.

Daran können Sie jetzt freilich nicht denken, sagte ich ihr und stand auf, um fortzugehen.

Aber etwas kann ich doch für Ihren Zweck thun, sagte sie darauf, ich kann Ihnen helfen, wahrhaft Hülfsbedürftige, die verborgen leben, anzuzeigen. Im dritten Stocke in diesem Hause hinten im Gange lebt eine arme Wittwe, die seit gestern im Bette liegt. Wollen Sie dieselbe nicht besuchen? Ich will Sie hinaufführen.

Natürlich war ich nicht aufgelegt, auf den Wink dieser Dame hin sogleich die drei Treppen mit ihr hinaufzusteigen. Ich danke Ihnen bestens, sagte ich, Frau Gärtner! ich habe jetzt nicht Zeit; ich kann ein andermal nachsehen. Damit ging ich aber auch rasch fort.

Haben Sie die kranke Wittwe noch nicht besucht? frug die Doctorin.

Ich bin leider noch nicht dazu gekommen. Ich mußte ja für die Verlosung in der nächsten Woche meine Stickerei fertig machen. Sie muß ja noch zum Buchbinder.

Die Wittwe ist heute Vormittag gestorben; mein Mann sagte es heute bei Tisch, bemerkte die Doctorin.

Das ist mir unangenehm; sehr unangenehm.

Mir auch, sagte Hildegard, wenn es mein Bruder erfährt, wird er wieder darüber seine schneidenden Bemerkungen machen. Sie glauben gar nicht, wie der seit einiger Zeit geworden ist. Er ist ganz umgewandelt.

Ihr Herr Bruder kommt mir aufgeräumter und heiterer vor, sagte die Doctorin.

Ja wissen Sie, was er jetzt treibt? Es ist zum Davonlaufen. Demselben kleinen Bernhard, von dem die hochmüthige Tagschreiberin gesprochen hat, gibt mein Bruder Unterricht im Lateinischen. Jeden Nachmittag

können Sie ihn wie einen Schulmeister eine Stunde lang dociren hören. Das ist eine Wirthschaft und ein Eifer, daß ich manchmal geradezu lachen muß, denn mein Aerger hilft doch auch nichts.

Ich möchte wissen, wozu der Bub das Lateinische lernen soll? sagte die Gemeindeschreiberin. Zum Studiren kann er es ja doch nicht bringen, und wenn er das wird, was sein Vater ist, ein Tagschreiber, so braucht er wahrhaftig nicht Lateinisch schwäzen zu können.

Durch Menschenfreunde sind schon viele arme Knaben zum Studiren gekommen, sagte die Doctorin, und bedeutende Männer geworden. Warum sollte denn der Bernhard, wenn er Talent und Fleiß hat, nicht einen solchen Wohlthäter finden können? Ich denke, er hat ihn bereits gefunden.

Sie meinen wohl meinen Bruder?

Ja und finde es ganz natürlich. An seiner Stelle würde ich es auch thun. Er ist ein wohlhabender und kinderloser Mann.

Und finden es auch ganz natürlich, Frau Doctorin! daß ich fünfzehn Jahre lang gespart habe, damit der Junge eines hergelaufenen Tagschreibers unterstützt werden kann, wenn er ein vornehmer Herr werden will?

Das ist ein altes Sprichwort: Der Sparer findet einen Zehrer.

14.

Wittwe und Waisen.

Der Frühling kam und der Tagschreiber ging fort — fort in jenes stille Land, wo kein Kampf mehr ist um das tägliche Brod. Frau Bertha stand mit ihren Kindern am offenen Grabe, über das sich der tiefblaue Himmel wölbte und die Sonne warf einige Strahlen auf den braunen Sargdeckel. „Herr gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm. Laß ihn ruhen in Frieden. Amen". Seht, dieser letzte Wunsch drückt aus, was es mit uns ist. Warum wünschen wir denn dem Menschen die ewige Ruhe? Weil wir tief empfinden, daß das Erdenleben ein unruhiger Umtrieb ist, eine mühselige Wanderschaft. So lange wir nicht daheim sind, haben wir keine dauernde Rast. Warum sagen wir denn: das ewige Licht leuchte ihm? Weil wir hienieden so viel Nacht und Finsterniß haben. Alle Lichter, die uns hienieden leuchten, haben Wandel und Wechsel und verlöschen dereinst. Nur Ein Licht ist unwandelbar und ewig. Du Herr unser Gott! sanfte Geistersonne, die wir geistig suchen, wie das Auge das Morgenlicht sucht, wenn wir nächtlich in der Fremde wandern. — Frau Bertha ging mit ihren Kindern heim. Ihr leuchtete ein Licht, nämlich der Glaube, daß Gott der Vater der Wittwen und Waisen ist. Wie ist er denn der Vater der Wittwen und Waisen? Ich will es Euch sagen. Gott hat uns soweit

erleuchtet, daß jedenfalls die besseren Menschen dies gewisse Wissen haben, der sicherste Weg zu Gott sei der, sich der Hülflosen, also vorzugsweise der Wittwen und Waisen anzunehmen, Gottes Stelle in einer vaterlosen Familie einzunehmen. Dieses gewisse Wissen treibt die edleren Menschen; sie haben keine Ruhe, bis sie geholfen haben. Nur der nichtsnutzige Mensch kümmert sich nichts um eine arme Wittwe mit vier unversorgten Kindern. Der Verwalter hatte sich die Sache schon zurecht gelegt. Er hatte der Wittwe kurz und gut erklärt, daß er dafür sorgen werde, daß sie mit ihren Kindern nicht darben dürfe. Er wolle der Familie Gelegenheit verschaffen, daß sie sich ernähren könne. Bernhard wurde nun als ganzer Schreiber angestellt; er bekam den Mittagtisch und monatlich zehn Thaler Besoldung.

Fräulein Hildegard beschwerte sich bitter bei den Frauen ihres Vereins. Die Gemeindeschreiberin fand die Einrichtung beleidigend, daß ein solcher Balg an dem Herrentische sitzen und mitessen sollte. Aber die Doctorin stimmte nicht in das Lamento.

O Fräulein! sagte sie, wenn ein Kind mitißt, schmeckt es zehnmal besser und schlägt auch vortrefflich an. Sie werden sehen, Ihr Appetit wird sich steigern; Sie werden stärker werden und Ihrem Bruder noch danken.

Ja dafür, daß er uns endlich auf Nichts bringt. Er wird ja täglich leichtsinniger. Hat er nicht erst vor acht Tagen einen guten Rock hergenommen und für den Buben zurecht machen lassen und obendrein die Schneiderrechnung bezahlt? Wenn er schon den Rock wegschenkt,

so hätte doch die Tagschreiberin denselben zurecht machen können; wozu noch den Schneider?

Aus zwei Gründen, Fräulein! Erstens war ja der Mann der Frau todtkrank und zweitens ist der Schneider ein blutarmer Mensch; er ist außer der Mode und hat wenig Arbeit.

Ich sehe schon, Frau Doctorin! daß Sie immer Parthei für meinen Bruder nehmen. Alles was er thut, ist in Ihren Augen vortrefflich und noch dazu gescheidt und klug.

Im Gegentheil, Fräulein! ich bin böse auf ihn, weil er Alles das für sich allein thut. Wir dürfen ihm das Feld nicht allein überlassen. Ich habe ein Paar Beinkleider und eine Weste von meinem Eduard bei Seite gelegt. Die kann Ihr Bernhard wohl tragen. Ich will sie Ihnen zusenden Fräulein Hildegard? wenn es Ihnen recht ist.

Meinetwegen. Ich will sie meinem Bruder in Ihrem Namen zustellen. Er kann dann daraus machen, was er will.

So geschah es auch. Hildegard übergab dem Verwalter am nächsten Abende, als er vom Bärenwirthe heim kam, die Kleider.

Ihr zäumt den Esel immer beim Schwanz auf, sagte der Verwalter, für den Knaben habe ich selber Kleider genug. Aber für die Mädchen hätte ich Kleider gebraucht.

II.

Der Lateinschüler.

II.

Der Lateinschüler.

1.

Bernhard kommt auf die Lateinschule.

Es war der erste Tag im Oktober. In aller Frühe war der Bärenwirth thätig. Um sechs Uhr sollte abgefahren werden. Der Verwalter wollte den Bernhard auf die Lateinschule nach N. bringen, das drei Stunden von Rothstadt entfernt ist und der Bärenwirth wollte sie fahren. Er war dort einige Jahre in einem Gasthause als Hausknecht in Dienst gestanden. Er konnte alte Bekannte wieder einmal sehen. Er hatte nur eine einspännige Chaise und so wollte er selber kutschiren.

Nun Agnes! wie stehts mit dem Frühstück?

Gleich, Vater!

Peter soll unterdessen den Schimmel anspannen; es ist bald sechs Uhr. Ordnung muß sein. Um sechs Uhr fahre ich fort.

Sechs Uhr schlugs und der Bärenwirth fuhr durch das Städtchen zum Hause des Verwalters. Der Verwalter war frisch und munter. Er hatte sich lang auf diesen Tag gefreut. Er erinnerte ihn an seine Knabenzeit. Bernhard war zur Reise gerüstet. Seine Habseligkeiten waren in einen kleinen alten Lederkoffer gepackt, den der Verwalter in der Bodenkammer gefunden hatte. Den-

selben Koffer hatte er selber einst so vor sich stehen gehabt. Bernhard nahm Abschied von Fräulein Hildegard und so gings dann zum Thor hinab. Frau Bertha mit den drei Kindern war auch da. Der Abschied war kurz und schön. Der Bärenwirth setzte sich auf den Vordersitz neben den Verwalter, Bernhard auf den Hintersitz und dahin gings, zum Thor hinaus, über die Brücke, den Hügel hinan, dem Walde zu. Der Verwalter und der Bärenwirth rauchten tapfer aus ihren großen Maserpfeifen. Bernhard wiederholte im Stillen einige schwierige Sätze für die Prüfung, die er heute bestehen mußte. Dann zog er die Papiere aus der Tasche, die ihm die Mutter, Schwestern und der kleine Robert am Thor gegeben hatten. Es waren kleine nützliche Geschenke. Er betrachtete sie still vergnügt; einige Thränen fielen darauf. Es waren schöne Thränen. Der Anblick der beiden Männer machte ihn wieder munterer. Vögel schwazten an den Gesträuchen an der Straße und hie und da schnellte ein Eichhörnchen von einem Baum zum andern. Der Schimmel trabte frisch auf der trockenen Straße dahin. Zwei Handwerksburschen kamen des Weges und sangen. Dann gings durch ein schmutziges Dorf und so weiter, bis sie bei dem Löwenwirthe in N. ankamen und der Hausknecht die Zügel vom Bärenwirth übernahm. Um zehn Uhr war die Prüfung. Der Verwalter ging mit Bernhard auf die Schule zum Rektor und stellte ihm Bernhard vor. So hatte ihn vor einigen dreißig Jahren der Amtmann auch vorgestellt. Bernhard bestand die Prüfung sehr gut. Der Verwalter hatte ihn trefflich geschult. Bernhard wurde aufgenommen. Jetzt ging's

zum Löwen zurück, wo der Bärenwirth hinter Wein saß.

Gut gemacht?

Gut. Sehr gut, sagte der Verwalter.

Dann lassen wir uns den Schoppen schmecken; ich habe für einen guten Tropfen gesorgt. Das ist nicht alle Tage so. Auch Bratwürste habe ich angeschafft, es wird Euch wohl recht sein. Bis zum Mittagessen ist es noch lange hin.

Natürlich. Laßt sie nur gleich kommen. Bernhard wird Appetit haben.

Also kam eine Schüssel voll Bratwürste mit Sauerkraut.

Der Löwenwirth kam auch und setzte sich zu ihnen. Er war ein alter guter Bekannter des Bärenwirths; sie hatten schon manches Geschäft gemacht. Es wurde dies und jenes gesprochen; Alle waren vergnügt.

Der Verwalter ging dann mit Bernhard fort; er führte ihn in seine Wohnung, die er ihm in einem kleinen stillen Gäßchen bei einem Schuster besorgt hatte. Er selber hatte einst als Lateinschüler in diesem Hause gewohnt. Der jetzige Meister war damals ein Lehrjunge voll Schelmereien. Jetzt war er auch auf dem Kopfe eisengrau. Ein kleines Stübchen wurde für Bernhard geöffnet. Noch ein Lateinschüler wohnte in demselben Stübchen. Es war wenig Raum, aber ausreichend für ruhige Schüler.

2.

Beim Löwenwirth.

Die beiden Wirthe ließen sich unterdessen den Wein schmecken.

Den Verwalter habe ich schon einmal auf unserem Stadtgerichte gesehen, sagte der Löwenwirth, der hat eine Zunge wie ein Schwert.

Und das Herz auf dem rechten Fleck. Er ist ein Prachtmensch.

Hat er Geld?

Ja, aber es thut ihm nicht weh. Ich wollte, er hätte mehr.

Warum?

Weil er damit umgehen kann: der hat Verstand für zehn.

Spekulirt er mit seinem Geld?

Ja, aber nicht in Hopfen oder Holz, er spekulirt in Menschen.

Und soll das Herz auf dem rechten Fleck haben! Wie reimt sich das zusammen?

Wie sich das reimt? Das ist eben das Schöne. Er hilft, wo er kann, den Armen in die Höh' und das mit Verstand. Das will schon was heißen.

Wie fängt er denn das an? Erzählt einmal.

Der Bärenwirth erzählte nun, wie der Verwalter mit der armen Tagschreibersfamilie handelt.

Gib Acht, sagte er, aus dem Buben, den er mitgebracht hat, wird was Rechtes; der gibt einmal einen tüchtigen Advokaten. Apropos! du mußt mir einen Gefallen thun!

Gern, wenn ich kann.

Gib dem Bürschlein in der Woche einmal zu essen. Du spürst es doch nicht und für den Buben ist es ein großer Behelf.

Das will ich schon thun, sagte der Löwenwirth; auf das kommts mir nicht an.

Sollst leben Wirth!

Sollst leben!

Der Verwalter kam zurück. Bernhard war nicht mit ihm; er sollte später kommen. Der Verwalter war etwas aufgeregt.

Was gibts? frug der Bärenwirth.

Daß ich ein Esel bin.

Die beiden Wirthe mußten lachen.

Warum seid Ihr denn ein Esel? Was ist passirt? Erzählt!

Ich habe hier eine weitläufige Verwandte; eine alte Wittwe, die Geld hat. Zu der gehe ich mit Bernhard und ersuche sie, dem Knaben einen wöchentlichen Freitisch zu geben. Ich hatte gehört, daß sie wohlthätig ist für arme Schüler. Ich stelle ihr den Knaben vor und sage, er möchte gerne ein Advokat werden. Dann wars nichts. Sie habe den Grundsatz, sagte sie frömmelnd, nur solche Knaben zu unterstützen, welche Geistliche werden wollten. Dann schwazte sie mir von der Verderbtheit der Welt

vor und wie die davon herkäme, daß die weltliche Weisheit so überhand nehme und die Gottesgelehrtheit zu wenig geschätzt werde. Dann fing sie gar den Versuch an, mich und den Buben zu bekehren. Wenn er den Gedanken fahren ließe, Advokat zu werden, wollte sie ihm noch mehr Freitische besorgen und mir wollte sie ins Gewissen reden. Nun kommt aber meine Dummheit. Ich wollte sie auf andere Gedanken bringen.

Das war freilich dumm, sagte der Bärenwirth lachend. Da habe ich mittlerweile ein besseres Geschäft gemacht. Der Wirth da gibt dem Bernhard einen Freitisch.

Ich danke Euch, Wirth!

Geschieht gern.

Wie viel braucht Ihr denn Freitische?

Im Ganzen drei, so habe ich mirs ausgerechnet; die übrigen vier Tage will ich beim Schuster für ihn zahlen.

Laßt gut sein, die treiben wir heute noch auf. Ich will die Wirthin fragen, die kennt diese Sachen.

Der Löwenwirth rief seine Frau aus der Küche.

Es erschien eine rothglühende dicke Frau mit freundlichem Gesichte. Der Verwalter ersuchte sie um den Freitisch, den der Wirth zugesagt hatte. Sie war einverstanden.

Aber wir brauchen noch zwei, sagte der Löwenwirth, weißt du Niemand?

Der Bärenwirth schenkte ihr ein und nöthigte sie zum Sitzen.

Habe nicht recht Zeit, ich muß wieder in die Küche.

Wenn ich um zwanzig Jahr jünger wär, hättet Ihr schon Zeit, sagte der Bärenwirth.

Macht keine solchen Dummheiten! Ihr werdet wahrhaftig Euer Leben lang nicht mehr gescheidt.

Der Bärenwirth wurde ausgelacht.

Ich will nachdenken, Herr Verwalter! und später wieder kommen. Ich muß jetzt fort; es ist Zeit zum Anrichten.

Daß Ihr meine Suppe nicht versalzt, Wirthin! rief der Bärenwirth nach.

Ihr seid unverbesserlich, sagte sie noch rasch und verschwand. Sie konnte den Bärenwirth gut leiden, seine verstorbene Frau war ihre Jugendfreundin gewesen. Nach Tisch kleidete sie sich stattlich, wie es die Löwenwirthin kann, ging aus, kehrte nach einer Stunde zurück und erschien am Tische, wo die Männer saßen.

Ist schon gemacht, Herr Verwalter! Ihr Knabe kann am Montag zu unserem Metzger, und am Dienstag zu unserem Bäcker kommen. Am Sonntag kommt er zu mir.

Ich danke Ihnen, Frau Wirthin!

Nicht Ursache, man muß helfen, wo man kann. Ich habe selber Kinder; wer weiß, wer ihnen noch helfen muß.

Und wenn Ihr Wittwe werden solltet, Wirthin! und wollt wieder heirathen, so weiß ich Euch einen Mann.

Den Bären von Rothstadt, nicht wahr? Ich habe an dem Brüllen des Löwen genug, ich möchte nicht auch noch das Brummen eines Bären hören. Auf mich

braucht Ihr nicht zu warten. Ich weiß Euch eine Frau, die Euch einen Ring durch die Nase ziehen wollte. Die Adlerwirthin da drüben möchte einen Mann haben.

Jetzt wurde der Bärenwirth wieder ausgelacht und er lachte weidlich mit. Er hatte mit der Adlerwirthin schon Händel gehabt und ihr scharfes Maul kennen gelernt.

Um sechs Uhr wurde eingespannt und hinaus gings zum Thor, Rothstadt zu. Der Verwalter und der Bärenwirth zündeten ihre Pfeifen an; der blaue Rauch wirbelte lustig in der frischen Luft empor.

Der Abend ist schön, sagte der Verwalter.

Der Tag war auch schön, sagte der Bärenwirth.

Wir sind heute fröhlich gewesen, sagte der Verwalter.

Mit Grund; wir haben ja eine gute Sache gut gemacht, bemerkte der Wirth. Das gibts nicht alle Tage.

Ihr habt Recht, Wirth! bald fehlt das Können, bald das Wollen.

Und bald das Verstehen, sagte der Wirth.

3.

Der Verwalter und ein Lehrer.

Der kleine Robert geht in die Schule. Er ist begabt und macht gute Fortschritte. Sein Lehrer, ein erfahrener ruhiger Mann, ist mit ihm zufrieden und liebt den munteren Knaben. Aber bald verdüstert sich der Himmel des Kindes. Robert steigt in eine höhere Klasse auf und erhält einen jungen Herrn, der erst kürzlich das Seminar verlassen hat. Der ist ein empfindlicher, innerlich und äußerlich eitler Mann, arm an solider Verstandesbildung, aber reich an Einbildung und Ueberschätzung seiner gelehrten Brocken. Er ist seiner nicht Meister und schlägt die Kinder im Zorn. Er ist ein elegant gekleideter Herr mit sorgfältig gepflegtem Haar und Bart; er weiß, daß er schön ist. Der kleine Robert ist ein reizbares Kind, schüchtern und bald verzagt. Um eines kleinen Versehens willen schlägt ihn der Lehrer auf den Kopf. Von da an war es, als ob du ein halbzahmes junges Reh mit der Faust geschlagen hättest. Am Nachmittage ging Robert traurig von der Mutter fort in die Schule. Der Lehrer hatte die verfluchte Weise, einen Fehler durch einen zweiten zu decken. Weil er wider das Verbot des Gesetzes den Knaben geschlagen hatte, mußte dieser ein großer Sünder sein; weil er ein großer Sünder ist, muß er strenge behandelt und bedroht werden. So dachte der Lehrer und schreckte am Nachmittag den kleinen Robert

mit Drohungen für die Zukunft. Da wurde das kindliche Herz verzagt, der weiche Kopf verwirrt, der Knabe floh aus der Schule zur Mutter um Schutz. Das Mutterherz empörte sich wider die Härte des Lehrers. Der Lehrer erblickte in der Flucht des Knaben eine strafwürdige Gesetzesverletzung. „Der Knabe muß sehr gedemüthigt werden; er ist ein Rebell; er verdient eine öffentliche Züchtigung, damit der Schuld ihre Sühne werde". So dachte der Lehrer. Die Mutter machte ihm Vorstellungen. Dadurch wurde die Sache schlechter. Der kleine Robert wurde der Gegenstand des Hasses des Lehrers. Das merkten die anderen Buben, und ihre Schadenfreude hatte Nahrung. So oft es einem Buben einfiel, zeigte er den kleinen Robert an und fand Gehör.

Robert Gärtner wurde von einem Knaben einer anderen Klasse geschlagen.

Er hat ihn aber vorher geschimpft, sagte ein Bube. Ich habe ihn nicht geschimpft, sagte Robert schüchtern.

Ja rufen gleich zwei Buben, Wagner Albert war auch dabei.

Albert verneint, daß Robert geschimpft habe.

Du wirst es eben überhört haben, sagt darauf der Lehrer und macht den schadenfrohen Lügnern Muth.

Solches Verderbniß breitet sich in der Schule aus; es herrscht allgemeine Gereiztheit. Endlich erfährt der Verwalter den Stand der Dinge.

Die Sache kann die Frau allein nicht ausmachen; ich muß dreinzechen, sagte er; ich will mit dem Lehrer sprechen.

Er suchte den Lehrer in seiner Wohnung auf.

Ich hoffe auf Ihren Beistand, Herr Verwalter! damit wir den Wurm in der Seele des Kindes im Entstehen tödten.

Robert ist ja ein unverdorbenes und besonders wahrhaftes Kind, er ist nur sehr schüchtern und bald verzagt.

O er ist listig und weiß zu täuschen. Er hat sich schwer gegen die Schule und den Lehrer versündigt. Er muß gedemüthigt werden. Dazu hoffe ich Ihren Beistand.

Warum haben Sie denn den Knaben geschlagen und dann noch weiter bedroht?

Ei, das hatte nicht viel auf sich; eine solche Kleinigkeit ist gar nicht der Erwähnung werth.

Wenn sie aber die Ursache der Verwirrung des Knaben gewesen wäre? Wer hat sie dann verursacht? Der Knabe oder Sie? Wir suchen gerne die Ursachen außer uns, wenn uns eine Erscheinung im Leben widerwärtig ist.

Man darf aber einem Kinde nicht nachhelfen, wenn es gefehlt hat, Herr Verwalter!

Aber auch dem Lehrer nicht, wenn er gefehlt hat. Gerechtigkeit muß sein; sie ist die Grundlage der Schule wie des Staates. Wenn das Kind in der Schule nicht Gerechtigkeit erlebt, so wird es für dieselbe unempfindlich und ein schlechter Bürger werden.

Das Erste ist aber doch unbedingter Gehorsam des Schülers gegen den Lehrer und Achtung vor der Schule.

Nein, Herr Lehrer! nicht unbedingter Gehorsam, sondern bedingter. Die Bedingung ist, daß der Lehrer gesetzmäßig handelt und nicht willkührlich oder gar nach

den Eingebungen seines erregten Gemüthes. Wir müssen die Schwächen und Fehler der Menschen, und besonders der Kinder, wie die Aerzte die Krankheiten ansehen, ohne Zorn. Der Mensch wird erst durch Erziehung ein Mensch und der Erzieher muß ruhiger sein als der Zögling.

Ich sehe, Herr Verwalter! daß Sie eine ganz verkehrte Ansicht von der Natur des Menschen und von der Aufgabe der Schule haben.

Wie so?

Der Mensch ist von Natur böse und das muß ihm frühzeitig zum Bewußtsein gebracht werden.

Damit er an sich selber verzweifelt, Herr Lehrer?

Ja, dadurch wird er dann unterwürfig und gehorsam. Er kommt zur Einsicht, daß er nur Strafe verdient hat und wenn sie ihm zu Theil wird, daß ihm nur Gerechtigkeit widerfahren ist.

Das widerstreitet meinem Verstand und Gewissen. Ich darf einen Menschen so lange nicht als Verbrecher behandeln, bis er überwiesen ist, einer zu sein, und selbst dann darf ich nicht einseitig nur die Majestät des verletzten Gesetzes oder das Gemeinwesen berücksichtigen, ich muß auch die Besserung des Verbrechers im Auge behalten. Mit Ihrem Grundsatze hört alle Erziehung auf und der junge Mensch, als grundböse behandelt, wird zuletzt böse.

Die Schule hat überhaupt gar nicht die Aufgabe zu erziehen, sondern nur zu unterrichten. Die Strafen sol-

len nur das Ansehen des Lehrers und der Schule aufrecht erhalten und den Unterricht fördern.

Warum haben Sie dann doch gesagt, ich soll Ihnen helfen, den Wurm in der Seele des Robert zu tödten.

Um der Schule willen, damit ihr Ansehen nicht leidet.

Und vielleicht um Ihrer selbst willen, Herr Lehrer! weil der Lindwurm des Hochmuthes in Ihrer Seele immer Futter verlangt?

Der Lehrer erröthete; halb aus Zorn, halb aus Scham; sein Gewissen gab dem Verwalter Recht.

Glauben Sie mir Herr Lehrer! ich habe denselben Lindwurm in meiner Seele genährt und es hat viel gebraucht, bis ich mich entschlossen habe, ihn auszuhungern. Wenn Sie so alt sein werden wie ich, werden Sie mir beistimmen. Nicht um des Kindes willen allein, um Ihrer selbst, und um des allgemeinen Wohles willen halte ich es für meine Pflicht, Ihnen diese Vorstellungen zu machen. Lassen Sie Ihre Ansicht von der Grundverderbtheit der Kinder fallen und halten Sie auf Gerechtigkeit, dann werden Sie allmählig zur Billigkeit sich erheben und ein Wohlthäter der Menschen sein. Nichts beruhigt besser als das Bewußtsein, täglich der Gerechtigkeit die Willkühr und den Hochmut geopfert und zur Erhebung der Menschheit etwas beigetragen zu haben. Ein solcher Lehrer ist fürwahr ein Freund des menschlichen Geschlechtes; ein Trost für die Armen und ein Schrecken für die Unterdrücker. Ich habe in Holland die Grabschrift eines Mannes gelesen, die also lautete: Er war

ein Advokat der Armen und ein Schrecken für die Unterdrücker. Eine solche Grabschrift wünsche ich auch Ihnen Herr Lehrer! Leben Sie wohl.

Des Verwalters Wort hatte gewirkt. Der junge Lehrer wandelte sich allmählig um. Er dachte immer an den Verwalter in der Schule, wenn sich der Lindwurm in seiner Seele regte.

Der Verwalter hatte dem Bärenwirth davon erzählt.

Sind arme Narren.

Wer?

Manche Lehrer.

Warum?

Weil sie den Katechismus der Gerechtigkeit erst durch bittere Erfahrung lernen müssen.

4.

Die Krankenwärterin.

Fräulein Hildegard ist krank. Sie bestellt sich eine Wärterin; die Magd des Hauses reicht nicht aus. Sie erfährt empfindlich, daß sie nur des Lohnes wegen gepflegt wird. Die Magd benützt die Gelegenheit, sich zu entschädigen für die Knauserei und den Stolz des Fräuleins. Hildegard klagt den Frauen, die sie besuchen. Die Frauen lamentiren mit ihr über die Mägde und Wärterinen und über die dienende Klasse überhaupt und sind im Herzen schadenfroh. Der Hildegard geschieht schon recht, sie ist auch eine widerwärtige Zange. Die Doctorin sieht die Sache anders an. Lassen Sie sich etwas sagen, Fräulein Hildegard! wenn Sie immer so voll Verdruß sind, werden Sie um viel länger krank sein müssen.

Ja, das fühle ich wohl. Es ist ein Elend in der Welt.

Sie können das ändern.

Ich wüßte nicht wie?

Ich weiß es. Nehmen Sie eine andere Wärterin.

Ach, sie sind alle gleich. Sie sind nur Söldlinge.

Nehmen Sie Gärtners Marie her und zeigen Sie dem Mädchen Liebe, dann werden Sie eine dankbare Wärterin haben.

Ach! was fällt Ihnen ein, Frau Doctorin! wie sollte

dieses Kind mich pflegen können? das Mädchen ist ja erst dreizehn Jahre alt!

Thut nichts, Fräulein Hildegard! Marie ist an die Arbeit gewöhnt; sie ist nicht unbeholfen; das Weitere wird der gute Wille thun. Wagen Sie den Versuch!

Auf Ihren Rath hin, Frau Doctorin! will ich es wagen. Wollen Sie doch mit meinem Bruder darüber sprechen; mich selber könnte es aufregen oder doch anstrengen.

Gut, Fräulein! das will ich besorgen.

Von Hildegarden weg ging die Doctorin zum Verwalter. Er war in seiner Schreibstube.

Ich will mit Ihnen ein Geschäft abmachen, Herr Verwalter!

Das freut mich Frau Doctorin! und hoffe, daß es zu Ihrer Züfriedenheit ausfällt. Was soll es sein?

Sie sind der Vormund der Kinder des verstorbenen Tagschreibers Gärtner?

Ja, Frau Doctorin.

Ich kann das ältere Mädchen auf einige Zeit unterbringen.

Als was?

Als Krankenwärterin.

Da wird nichts daraus. Das Mädchen muß unter guter Aufsicht und Leitung bleiben. So ein armes Kind wird leicht gehudelt und geräth in falsche Bahnen. Ich will das Mädchen so viel wie möglich unter meinen Augen haben.

Das könnten Sie ja; das Mädchen soll zu Ihrer Schwester als Wärterin kommen.

Meine Schwester hat ja bereits eine Wärterin; auch ist sie bereits auf dem Wege der Genesung; sie wird nicht zwei Wärterinen wünschen und am wenigsten Gärtners Marie.

Sie will Gärtners Marie von jetzt an allein als Wärterin. Sie will nicht um des Lohnes willen allein gepflegt sein. Ich habe ihr darauf den Rath gegeben, Marie ins Haus zu nehmen.

Das war gut, Frau Doctorin! Hildegard wird es Ihnen hoffentlich einmal danken. Ich hätte das nicht zu Stande gebracht. Sie haben meiner Schwester einen wichtigen Dienst geleistet; sie wird zweimal genesen.

Marie kam ins Haus und machte ihre Sache gut. In dem blauen Kleide mit weißer Schürze bis über die Brust sah sie gar rührend aus. Wenn sie am Fenster der Krankenstube saß und strickte, oder leise herumging um aufzuräumen, sah ihr Hildegard vom Bette aus gerne zu. Es ist doch etwas Anderes ein solches Kind um sich zu haben, wenn man krank ist, als eine Wärterin, die Alles handwerksmäßig macht, und machen muß; sonst ginge sie ja zu Grunde.

Oeffne den Schrank dort Marie!

Ja Fräulein!

Rechts hängt ein braunes Kattunkleid, bring es mir her.

Marie bringt es ans Bett.

Findest Du das Kleid hübsch, Marie?

Ja freilich, Fräulein! es hat gar so zarten Druck.

Das gehört Dir, weil Du mich so aufmerksam pflegst. Deine Mutter wird es für Dich zurecht richten.

Ich danke Ihnen Fräulein! die Mutter wird eine große Freude haben.

Das Eis war gebrochen. Hildegard fühlte die Gewalt der sonnenwarmen Wahrheit, daß Geben noch seliger ist als Nehmen. Jetzt hatte sie im Bette nicht mehr Langweile auszustehen. Bald redete sie mit dem Mädchen dies und das, und dann dachte sie wieder darüber nach, was aus dem Mädchen werden könnte und sollte, und was sie selber beitragen könnte zu einer glücklichen Zukunft. So gewöhnte sie sich an den Gedanken, daß Marie ins Haus gehöre. Dazu kam noch ein günstiger Umstand; die Gemeindeschreiberin sprach mit Nasenrümpfen von der neuen Wärterin.

Die Doctorin ist ein überspanntes Wesen! Was wird Ihnen denn so ein schwaches Kind ohne alle Erfahrung auch leisten können? Wenn sie dazu noch etwas von der stolzen Manier ihrer Mutter an sich hat, dann ist die Patientin wahrlich nicht zu beneiden. Es kommt überhaupt nichts heraus, wenn man ein Mädchen von so halbgebildetem Stande zu sich nimmt und sich pflegen läßt; es übernimmt sich und wird keck.

Ich bin mit den Leistungen des Mädchens wohl zufrieden, Frau Gemeindeschreiberin! und finde auch nicht eine Spur von Stolz oder Keckheit an Marie. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich sie recht gerne um mich habe. Wenn ich von ihr auf ihre Mutter schließen darf, so ist die Frau so unangenehm nicht, als man sie macht.

Nun, ich wünsche, daß Sie kein Lehrgeld zahlen

müssen, Fräulein! Was mich angeht, so weiß ich, was ich weiß und kann getrost abwarten, daß meine freundschaftliche Warnung geschätzt wird.

Wissen Sie denn Bestimmtes und zwar Nachtheiliges über Marie oder ihre Mutter?

Ich weiß, was ich weiß, Fräulein Hildegard! werde mich aber wohl hüten, die Erste zu sein, davon Gebrauch zu machen. Auch hätte ich heute nicht Zeit, Ihnen Mittheilungen zu machen; ich muß mehrere Gänge in meinem Armenbezirk machen. Vielleicht sprechen wir noch einmal über diesen Gegenstand. Um auf etwas Anderes zu kommen — haben Sie schon gehört, wie brutal der Bärenwirth im Gemeinderath sich benommen hat?

Nein, ich weiß nichts davon, was ist es?

Ei nun, da sind einige Bürger und Bürgersfrauen, deren Mütter oder Väter aus dem Armensäckel der Stadt Unterstützung erhalten haben, weil sie abgewirthschaftet haben.

Ja, ich kenne einige derselben, deren Söhne oder Töchter sich aber wieder emporgeschwungen haben und in guten Verhältnissen leben.

Eben das hat der Bärenwirth aufgegriffen, und sich daran gehängt, daß diese Bürgersfrauen Staat machten und die Männer behaglich lebten. Man soll den Alten aus dem Armensäckel nichts mehr geben, verlangt er, damit die Kinder genöthigt werden, sie zu unterstützen. Der Bürgermeister soll ihnen ins Gewissen reden. Denken Sie sich diese Aufgabe! Ich bin wirklich froh, daß mein Mann dabei nichts zu thun hat. Das wird viel Feindschaften geben.

Der Gedanke des Bärenwirths ist so übel nicht, Frau Gemeindeschreiber! ich finde es auch natürlich, daß die Kinder ihre Aeltern unterstützen, wenn es Noth thut.

Ja, wenn es wirklich thut, Fräulein! es reicht aber der Armensäckel, der für verunglückte Bürger da ist. Es gibt Mehrere, die über diese Neuerung sehr aufgebracht sind. Und Viele sagen, der Bärenwirth wäre selber nicht auf den Gedanken gekommen.

Wer soll ihm den Gedanken beigebracht haben?

Ihr Bruder. Er hat sich dadurch viele Feinde gemacht.

Aber gewiß gibt es auch wieder Solche, die ihm dafür danken?

In der Bürgerschaft gewiß nicht viele, weil es jeden Bürger treffen kann, daß er verarmt und dann nicht sicher auf den Bürgersäckel rechnen kann.

Aber die anderen Armen der Stadt werden darüber froh sein, denn man kann viel mehr Geld für dieselben verwenden.

Das mag sein; Ihr Bruder kann sich über das Urtheil der Bürger hinwegsetzen, aber der Bärenwirth wird es empfinden müssen. Schon haben sich einige der Betheiligten verabredet, ihr Bier nicht mehr bei ihm zu trinken. Doch jetzt muß ich aufbrechen, es ist bald drei Uhr. Ich wünsche Ihnen gute Nachtruhe.

5.

Zwei Giftmischerinnen.

In einem Mansardenstübchen sitzt die verabschiedete Wärterin Hildegards, die Wittwe Schlunk, bei ihrem Kaffee, als die Frau Gemeindeschreiberin eintritt. Sie sind alte Bekannte; sie hatten in ihrer Jugend zusammen gedient.

Lassen Sie sich nicht stören, Schlunk! ich setze mich zu Ihnen. Ich habe eben Ihre Nachfolgerin bei Verwalters Hildegard gesehen. Gerade so ein stolzes Ding, wie ihre Mutter.

Das wird dem Verwalter recht sein; hat er doch dann wenigstens das Ebenbild der Mutter in seinem Hause, weil er sie selber anständiger Weise nicht bei sich haben kann. Mir liegt gar nichts an dem Warten der geizigen Zange; Plätze genug für mich; aber schön ist es doch wahrlich nicht, daß ich abgedankt worden bin, damit die Komödie mit der Tagschreiberin weiter gespielt werden kann.

Vermuthen Sie denn, Schlunk, daß der Verwalter ein Auge auf die Gärtner hat?

O nicht erst jetzt; ich habe das schon gewußt, als der Tagschreiber noch am Leben war.

Glauben Sie denn, der Verwalter hat sich um Gotteswillen um diese Bettelleute angenommen?

Wer das glaubt, dem lache ich ins Gesicht. Ich kenne die Menschen besser.

Aber das Mädchen hat die Doctorin hingebracht?

Zu Ihnen gesagt, Frau Gemeindeschreiber! — aber ich bitte mich nicht zu verrathen, weil mir die Doctorin bei ihrem Mann schaden könnte! — die Doctorin ist eine dumme Gans, die selber einen Narren an dem Verwalter gefressen hat. Sie hilft ihm in Allem nach. Ich habe an der Thür selber mit angehört, was sie mit dem Verwalter in seiner Stube gesprochen hat. Es schickt sich schon gar nicht, daß sie zu einem ledigen Herrn allein geht. Aber darüber ist sie hinweg. Sie hatte mit dem Vormund der Kinder des verstorbenen Gärtner zu sprechen, sagte sie. Es ist doch zum Lachen. Vormund und Stiefvater sind nicht weit aus einander dachte ich mir. Die Sache war von vornherein abgekartet; die Doctorin ist so dumm, daß sie nicht merkt, wozu sie helfen mußte. Auch die dumme Hildegard weiß es nicht. Das Mädchen ist zu groß, es mußte von der Mutter fort, damit sie nichts merkt.

Was meinen Sie?

Ha, wenn der Vormund nachsieht, wie es den kleinen Mündeln geht und ob sie der lieben Mutter gehorsam sind und so weiter.

Glauben Sie, daß der Verwalter nachsieht?

Natürlich, er ist ja ein gar gewissenhafter Mann, sagt die Doctorin, ihm geht die Pflichterfüllung über Alles.

Ist denn die Tagschreiberin noch so hübsch?

Nun das ist sie wahrlich nicht, aber ihre Manier ist für Männer gewiß einnehmend genug. Je schüchterner

und stolzer, desto interessanter. Und sie wird es nicht fehlen lassen, dem Verwalter liebenswürdig zu erscheinen.

Ich habe aber niemals gesehen oder gehört, daß der Verwalter die Gärtner besucht. Nur einmal, weiß ich, war er mit dem Doctor dort, als der kleine Bub krank war.

Meinen Sie denn, verehrteste Frau Gemeindeschreiber! er sagt es vorher Ihnen oder sonst Jemanden, wenn er hingehen will? Da irren Sie sich. Aber man erfährt doch wieder Alles. Er geht im Hause öfter aus und ein, als Sie denken.

Ja, im Hause, Schlunk! er ist ja Verwalter dieses Hauses. Daraus kann man noch nichts machen.

Nun, nun, da muß denn eins das andere decken. Der Verwalter deckt den Vormund, deckt den Freund der Frau Gärtner, und diesen hat die dumme Hildegard dadurch decken müssen, daß sie das Mädchen zu sich genommen hat.

Mich hat diese Tagschreiberin einmal beleidigt, sie hat etwas bei mir auf der Rechnung.

Bei mir wohl auch; bin ich nicht ihretwegen bei des Verwalters Schwester verabschiedet worden? Von mir aus soll ihr nichts geschenkt werden.

Von mir aus auch nicht; sie soll ihre Demüthigung schon noch erhalten, sobald ich einen Anlaß finde.

Anlaß genug an dem, was wir wissen. Der Verwalter ist ihr Liebhaber. Bringen Sie das seiner Schwester bei, dann wird sie wohl das Mädchen fortschicken und der Tagschreiberin den Text lesen. Und der Verwalter wird auch seinen Theil bekommen; auch muß er sich

schämen, wenn es bekannt wird, daß er ein so zärtlicher Vormund ist.

Wenn aber an der Sache am Ende gar nichts ist, Schlunk?

Ach! da muß man nicht so ängstlich sein. Wahrscheinlich ist es und wenigstens sehr möglich, und man wird es gerne glauben, und zuletzt sagt man eben, man hat es gehört und wieder weiter gesagt — es bleibt doch etwas hängen, und die Tagschreiberin bekommt doch Verdruß genug. Uns geschieht nichts, höchstens sagt man, wir wären zu ängstlich für die Ehre der Frauen besorgt.

So kochten diese Weiber Gift für Frau Bertha, die so unschuldig war, wie ihr kleiner Robert.

Die Gemeindeschreiberin säumte nicht, der Hildegard das Gift tropfenweis beizubringen. Sie rechnete dabei auf den Widerwillen, die das alte Fräulein gegen die Familie des Tagschreibers oft genug ausgesprochen hatte. Aber sie dachte nicht daran, daß der Mensch sich eben auch ändern kann, besonders wenn er durch Krankheit empfänglicher geworden ist für zärtere Theilnahme.

Hildegard hatte schon gar oft ihren Bruder gesegnet, daß er sich um die arme Mutter angenommen, weil sie dadurch eine so treue liebevolle Wärterin in Marie erhalten hatte. Auch segnete sie den Verwalter wegen der Zartheit, die er selber mit der kranken Schwester an den Tag legte. Wenn der kräftige Mann in ihr Zimmer trat und sie frug, wie es ihr gehe und was er für sie thun könnte, wurde sie wie durch Sonnenschein erquickt.

Sein Besuch war doch ganz was Anderes, als das ermüdende oder widerlich aufregende Geschwätz der Gemeindeschreiberin oder der Gemeinderäthin. Ja, die Gemeindeschreiberin hatte sich verrechnet.

Hildegard hörte dies Geschwätz wegen Frau Bertha und dem Verwalter ruhig an. Dann sagte sie: Ich habe immer geglaubt, daß Sie eine bibelfeste Christin seien, Frau Gemeindeschreiberin!

Das bin ich auch, Gott sei Dank! Gerade darum will ich dem Aergernisse steuern.

Welches Aergerniß hat denn mein Bruder gegeben?

Nun Aergerniß genug durch seine Besuche bei der Tagschreiberin. Das ist keine Kleinigkeit.

Ja, wahrlich keine Kleinigkeit, Frau Gemeindeschreiberin! ich kann es beweisen.

Hildegard nahm die Bibel, die auf ihrem Tischchen lag und schlug den Jakobsbrief auf und sagte: Horchen Sie!

Sie las: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist dieser: Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen, und sich unbefleckt von dieser Welt erhalten.

Das thut mein Bruder, Frau Gemeindeschreiber! und das ist wahrlich keine Kleinigkeit.

Ja, das ist Alles recht schön, Fräulein! aber das Aergerniß!

Geben offenbar die, welche ihren Mitbruder verdächtigen und, wie ich in diesem Falle wohl sagen darf, verläumden. Ich kenne meinen Bruder gut genug, um das behaupten zu können.

Und die Tagschreiberin halten Sie wohl für eine Heilige?

Ja, für geheiligt, weil sie eine arme Wittwe ist. Sie wissen doch, daß eine schwere Drohung verbietet, Wittwen und Waisen zu unterdrücken. Sehen Sie, das habe ich Alles während meiner Krankheit gelernt. Man muß nur selber hülflos sein, dann weiß man, was Hülfe und Unterdrückung ist. Ich war früher auch anders; jetzt bin ich gründlich bekehrt.

Die Gemeindeschreiberin war verlegen. Das hatte sie nicht erwartet. Sie suchte das Gespräch auf andere Gegenstände zu bringen, dann erinnerte sie sich, daß sie Einkäufe machen müsse, und so wand sie sich dann aus der Krankenstube, in der sie eine so tüchtige Lection empfangen hatte. Sie hatte aber keine Einkäufe zu machen, sondern hielt es für das dringendste Geschäft, zur Frau Schlunk zu gehen, und ihr das Maulhalten nachdrücklichst zu empfehlen.

6.

Zwei Lateinschüler.

Wir müssen uns um unsern Bernhard umsehen.

In dem engen Seitengäßchen sitzt er im Stübchen des Schusterhäuschens bei einem Kerzenlichte und schreibt seine Aufgabe. Es ist ziemlich kalt im Stübchen; die Fenster sind dick gefroren; das Feuer in dem kleinen eisernen Ofen ist bereits ausgegangen, nur einige Kohlen glühen noch. Aber Bernhard ist von Haus aus abgehärtet; er macht sich nicht viel aus der Kälte. Auch wärmen ihn andere Kohlen; er denkt daran, daß nur noch vierzehn Tage auf die Weihnachtsferien sind und dann geht's nach Haus zur Mutter, zu den Schwestern, zum Robert, zu dem Herrn Verwalter. Auch auf den Bärenwirth freut sich das Herz des Knaben. Er hat seine Sache bisher gut gemacht, er kann Allen wohlgemuth vor das Gesicht treten. Er hat sich auch einige Groschen zusammengespart; er wird etwas mitbringen für die Geschwister und auch für die Mutter. Das wird ein Jubel werden! Morgen ist Ferialtag, da wird er die Sachen einkaufen, damit es ja nicht zu spät wird; es könnte sonst Alles aufgekauft werden, denn die Leute rennen schon von einem Kaufmann zum andern. Robert bekommt eine Federschachtel von schönbemaltem Blech. Die hat Bernhard schon gar oft am Schaufenster ausgesucht. Aber für die Schwestern ist es schwer, etwas

Rechtes zu finden. Es soll nicht theuer und doch schön, und zugleich nützlich sein. Er hat schon Schaufenster gemustert, hinter denen Sachen für Mädchen sind; aber die Zettelchen an den Sachen enthalten abschreckende Ziffern. Für die Mutter muß doch das theuerste Stück gekauft werden. Nun gut! Bertha bekommt Nadeln und Zwirn, Marie einen Fingerhut und eine Scheere, die Mutter aber ein schönes Schächtelchen mit vielen farbigen Leinwandbändern; solche braucht sie; das Schächtelchen hebt sie dann zum Andenken auf.

Ja, so will es Bernhard machen.

Er reibt sich die kalten Händchen und schlägt dann sein Buch zu, aus dem er die Aufgabe machen mußte.

Da kommt sein Stubengenosse vom Abendessen heim.

Fritz Korner ist auch ein fleißiger Schüler; arm ist er, aber wohlgemuth und voll lustiger Einfälle. Ein Strohhalm macht ihm Vergnügen. Sein Vater ist ein Dorfschulmeister, drei Stunden von der Stadt entfernt. Er freut sich auch auf die Weihnachtsferien. Er hat zwar nur zehn Groschen erübrigt und sieben Personen zu beschenken, fünf Geschwister, Vater und Mutter; aber das thut nichts; er hat schon einige Nüsse, die Bernhard und er vergoldet haben, in seiner Lade und um zehn Groschen kauft man viele kleine Marzipanfiguren für den Christbaum und noch sieben kleine Lebkuchen und für Vater und Mutter zwei Wachsstöckchen.

Lustig wird's Bernhardchen! glaub mirs. Du wirst an mich denken; ich hab dirs gesagt.

Heute über vierzehn Tage dürfen wir schon fort.

Hollah! da müssen wir heute noch einige Nüsse ver-

golden, Gold — Bernhardchen! Denn die letzte Woche brauchen wir zum Einpacken.

Fritz holte nun das Gold, die Nüsse, die feine Baumwolle und den Lack. Die Knaben machten sich an die Arbeit und plauderten in Einem fort.

Es ist doch etwas sehr Schönes um das Gold, glaubst Du auch, Fritz?

„Mensch, Wein und Gold
Sind sich einander hold."

Kennst Du diesen Vers, Bernhard?

Nein, sag ihn noch einmal.

„Mensch, Wein und Gold
Sind sich einander hold."

Ich habe diesen Vers in einem alten Buche gelesen, das vom Goldmachen handelt. Mein Vater hat dieses gehabt.

Ein wunderlicher Vers. Nicht jeder Mensch ist den andern hold.

Und auch das Gold ist nicht jedem Menschen hold. Mein Vater wollte einmal Gold machen, aber es war ihm nicht hold.

Wie? Gold machen wollte Dein Vater?

Ja, ich habe ihm einmal selber zugesehen. Es war in unserer Küche. Der Vater hatte das alte Buch immer vor sich, und las darin, dann goß er etwas aus einem Fläschchen in den Tiegel, in dem er etwas geschmolzen hatte. Ich glaube es war ein Metall.

Nun und was war es dann, Fritz?

Nichts wars. Der Vater nahm das Buch und warf

es ins Feuer. Die Mutter lachte ihn aus. Seitdem ist der Vater viel fröhlicher. Er sagt, er braucht kein Gold, weil die Mutter goldeswerth ist.

Ja, das ist meine Mutter auch. O wie freue ich mich, sie wieder zu sehen! Wie steht es aber mit Mensch und Wein? Sind diese einander hold?

Mir war er nicht hold.

Hast Du schon Wein getrunken?

Ja. Da war unsers Hermanns Taufe. Während der Vater die Gäste zum Hause hinaus begleitete, erwischte ich die Gläser, in denen noch Wein war und trank ihn rasch aus. Aber da gings nicht gut. Zuerst ging Alles im Kreis herum, dann wurde ich recht schläfrig und am Morgen hatte ich einen Katzenjammer, wie die Studenten sagen.

Was ist denn das?

Nun, da ist Einem recht jämmerlich zu Muthe; man schleicht im Hause herum wie eine mürrische Katze und möchte jammern, wenn man dürfte. Man ist auch den Menschen nicht hold; gerade wie eine böse Katze.

Die Knaben lachten laut auf.

Wenn Einer ein Goldstück hätte und würde es in Wein vertrinken und dann einen Katzenjammer haben und Du würdest ihm sagen: Mensch, Wein und Gold sind sich einander hold, er würde Dich wie eine Katze anknurren.

Oder gar kratzen!

Die Knaben lachten wieder.

Bernhard! ich weiß eine Neuigkeit.

Welche?

Daß es heute schneit. Da gibt es eine prächtige Schlittenbahn zu Weihnachten. Da solltest Du bei uns sein. Wie der Wind sausen wir über den Kirchbüchel hinab und lachen, wenn Einer umgeworfen hat und aus dem Schnee wie eine Fliege aus der Mehlschüssel herauskriecht. Landarztens Karl, weißt Du, der in der vierten Bank sitzt, wollte einmal ein Kunststückchen machen und fuhr ganz hart am Abhange, wo der Fußweg ist. Rutsch! ist der Schlitten mit ihm unten auf dem Wege, da treibt just ein Bauer ein Schwein daher, und mein Karl fährt in Saus und Braus zwischen die Beiden hinein. Der Bauer läßt den Strick los, springt weg und fällt in den Graben, und das Schwein flieht im Galopp davon, weit hinein in das Feld. Karl warf um und fiel in den Graben, und just auf die Bauern. Wir sahen vom Hügel aus zu und jauchzten. Es war zum Kranklachen, wie die Beiden herauskrabbelten, Karl um seinen Schlitten, und der Bauer nach seinem Schweine umsah, das wild im Feld herumtobte. Dann liefen die Beiden dem Schweine nach, das dem Dorfe zusprengte. Wir liefen natürlich auch rasch ins Dorf und warteten. Gerade beim Wirthshaus, in dem viele Leute waren, erwischten sie das Schwein und wurden recht ausgelacht. Ist das nicht eine drollige Geschichte?

Ja gewiß. Aber Fritz! Du arbeitest ja nicht. Du hast erst zwei Nüsse vergoldet und es ist bald Zeit zum Schlafengehen.

Nun, nun, gestrenger Herr Meister, seien Sie nicht böse, ich will mich bessern und arbeiten. Sie müssen aber auch etwas erzählen.

Ich habe einen seltsamen Fall gelesen, Fritz! Du sollst Dein Urtheil abgeben.

Laß hören!

Zu einem griechischen Lehrer der gerichtlichen Beredsamkeit kam ein Jüngling um unterrichtet zu werden. Er wollte Advokat werden. Sie wurden darüber einig, daß der Schüler dem Lehrer das Lehrgeld dann zahlen sollte, wenn er seinen ersten Proceß gewonnen hätte.

Ganz billig.

Nun höre weiter. Der Jüngling ist unterrichtet und geht fort. Er führt keinen Proceß und zahlt nicht. Der Lehrer sucht ihn auf und sagt: Ich werde Dich bei Gericht verklagen und Dir einen Proceß anhängen, dann werde ich jedenfalls bezahlt. Denn gewinnst Du den Proceß, der Dein erster ist, so mußt Du Dein Versprechen halten. Verlierst Du den Proceß wegen des Lehrgeldes, so mußt Du des Urtheilsspruches wegen zahlen.

Schlau!

Ja, höre weiter. Der Jüngling sagt darauf: Jetzt zahle ich jedenfalls gar nichts. Gewinne ich den Proceß, so darf ich des Urtheils wegen nichts zahlen und verliere ich ihn, so bin ich durch unsern Contract frei. Was sagst denn Du dazu, Fritz?

Was ich dazu sage? Daß es eine Schande ist für den Schüler, wenn er seinen Lehrer nicht bezahlen will.

Wenn aber der Schüler recht arm gewesen ist und keinen Proceß zu führen bekommen hat?

Dann ist es eine Schande für den Lehrer, daß er ihn zur Zahlung zwingen wollte. Das hätte ich gesagt, wenn ich der Advokat des armen Jünglings gewesen wäre.

Schau Bernhard! unser Licht geht zu Ende. Haben wir keine Kerze mehr?

Nein.

O dann mach, daß wir ins Bett kommen. Ein Stückchen müssen wir auf morgen früh aufheben. Wir wollen rasch einpacken und dann auslöschen. Ich finde schon im Finstern ins Bett.

Ich auch.

Nach einigen Minuten lagen die kleinen Schwäzer in ihren Betten und — dachten an die Weihnachtsferien, bis sie einschliefen.

7.

Ein vornehmer Käufer.

Am andern Tage wanderte Bernhard nach dem Mittagsessen herum, um einzukaufen. Glücklicherweise war noch nicht Alles vergriffen, wie der Knabe besorgte, weil er dachte, alle Menschen hätten seine Sachen zu Weihnachtsgeschenken ausgesonnen. Ein wunderschönes Schächtelchen hatte er beim Buchbinder gekauft. Wie glänzt das lakirte Bildchen auf dem Deckel!

Nun ging's zum Kaufmann, der Bänder, Zwirn und Seide hat.

„Bandwaaren=Niederlage von Wilhelm Bauer u. Comp."

So hat Bernhard gar oft auf einer ovalen Tafel an einer Ladenthür gelesen. Er sucht diese Tafel auf und tritt in den Kaufladen. Da wimmelte es aber von Frauen und Männern. Bernhard stellte sich schüchtern neben die Thüre des Ladens, um zu warten, bis die Reihe an ihn käme. Aber immer kamen andere Frauen und rauschten an ihm vorüber. Endlich trat ein Herr aus einem Nebenzimmer mit Glasthür an ihn heran, der eine Feder hinter dem Ohr hatte und redete ihn an. Es war der Herr des Hauses selber. Er hatte das lange Warten des schüchternen Knaben bemerkt.

Was willst Du, mein Junge?

Bänder, Zwirn und Seide kaufen.

Wie viel?

So viel in dieses Schächtelchen geht, wenn es nicht zu theuer wird.

Für wen willst Du das Alles kaufen, mein Junge?

Für meine Mutter auf Weihnachten.

Der Kaufmann nahm das Schächtelchen, besah es und blickte dann dem Knaben in die großen dunklen ernsten Augen.

Deine Mutter ist wohl nicht hier?

Nein, in Rothstadt.

Wer ist Dein Vater?

Er war ein Schreiber, er ist im Frühjahr gestorben.

Hast du Geschwister?

Ja, zwei Schwestern und einen Bruder.

Was machst Du in der Stadt hier?

Ich bin auf der Lateinschule.

Was willst Du denn werden, mein Junge?

Ein Advokat.

Ein Advokat! Das ist seltsam. Warum denn gerade ein Advokat?

Der Knabe wurde roth. Das lange Warten an der Thüre und das Fragen des Kaufmanns hatte in ihm das Gefühl erweckt, daß der Arme so gar rücksichtslos behandelt wird.

Nun, sagte der Kaufmann, warum denn gerade ein Advokat?

Damit ich die Armen gegen die Reichen vertheidigen kann, sagte der Knabe hochroth aufglühend.

Diese Antwort hatte der Kaufmann nicht erwartet. Er selber war ein großer Freund der Armen und half gern.

Komm, mein Junge, sagte er, ich will Dir geben, was Du in Dein Schächtelchen brauchst.

Die Ladendiener machten große Augen, daß der Herr Principal auf einmal selber bediente und noch dazu einen armen Knaben, den sie im Verdachte des Bettelns oder Stehlens gehabt hatten, weil er so lange an der Thüre gestanden hatte. Auch die vornehmen Frauen in seidenen Gewändern waren verwundert über Herrn Bauer, der mit großer Sorgfalt Leinwandbänder, Zwirn und Seide in das Schächtelchen packte.

Was kosten die Sachen? frug der Knabe schüchtern und zog sein Geldtäschchen heraus.

Nichts, sagte der Kaufmann.

Dann kann ich die Sachen der Mutter nicht als Geschenk von mir geben, erwiederte Bernhard. Ich will sie bezahlen; ich habe mir ja das Geld dazu zusammengespart.

Das gefiel Herrn Bauer ungemein. Er nahm ein Kreidenstück und rechnete auf der Bude zusammen; nahm und zählte das Geld, begleitete den Knaben zur Thür, gab ihm die Hand und sagte: Willst Du mir einen Gefallen thun, mein Junge! so nimm mir ein kleines Päckchen nach Rothstadt an meine Schwester, die Doctorin, mit, wenn Du in die Weihnachtsferien gehst?

Das will ich gerne thun, sagte Bernhard, wann soll ich es abholen?

Von morgen an wann Du willst.

Der Knabe war mit seinem Schächtelchen dahin. Der Kaufmann blickte ihm nach.

Was hatten Sie denn da für einen vornehmen Käu=

fer, Herr Bauer? sagte eine Dame im Pelzmantel, die eben eingetreten war.

Ja, wahrhaftig, Frau Baronin! ein vornehmer Käufer! Er hat mich nicht blos gezwungen, die Zahlung anzunehmen, sondern mich noch überdieß zum Schuldner gemacht.

Ein schönes Geständniß für einen reichen Kaufmann! Herr Bauer! Sie müssen mir einmal darüber Aufschluß geben.

Mit Vergnügen Frau Baronin!

8.

Die Doctorin und der Bärenwirth.

Ein Knabe hat dieses Päckchen hier abgegeben, Frau Doctorin! während Sie fort waren.

Hast Du den Knaben gekannt, Elisabeth?

Ja, ich meine, es war der ältere Knabe der Frau Gärtner. Er ging gleich wieder fort. Er sagte nur: Einen schönen Gruß von Herrn Bauer an Sie. Ich wollte ihn weiter ausfragen, aber er gab mir kein Gehör.

Recht hat er gethan. Du hättest wohl gerne erfahren, wer der Herr Bauer ist, nicht wahr?

Ja, natürlich, Frau Doctorin!

Und was der Herr Bauer für Geschäfte mit mir hat? Nicht wahr?

Nun, was hätt's auch geschadet, wenn ich es erfahren hätte? Neugierde ist ja doch keine Sünde?

Aber ein Floh im Strumpf, Elisabeth! Der Herr Bauer ist mein Bruder, und in dem Päckchen ist Seide und ein Brief. Jetzt hat Deine arme Seele Ruhe. Nicht wahr? Nimm mir doch den Regenschirm ab und spann ihn auf.

Die Doctorin öffnete das Päckchen und las den Brief.

„Der Knabe hat auf mich einen guten Eindruck gemacht. Wenn ich für diese Familie etwas thun kann, bin ich gerne bereit. Schreibe mir darüber."

Die Doctorin lehnte sich in denn Sophawinkel und dachte nach.

Die Doctorin war wirklich schön, während sie so nachdachte, wie sie beitragen könnte, einer Wittwe auf vernünftige Weise zu helfen. Sie bemerkte nicht, daß Elisabeth eingetreten war und ihr etwas sagen wollte.

Elisabeth fing zu sprechen an.

Laß mich jetzt in Ruh, sage ich Dir.

Aber er will Sie sprechen, Frau Doctorin!

Wer?

Der Bärenwirth.

Der Bärenwirth! ja das ist etwas Anderes! Laß ihn doch eintreten.

Guten Tag, Frau Doctorin!

Guten Tag, Herr Wirth! nehmen Sie doch Platz. Was bringen Sie mir Schönes und Feines?

Mich selber.

Eine Haselnuß ist nicht zu verachten, Herr Wirth! Spaß bei Seite! was wünschen Sie, Herr Wirth?

Ich wünsche, Frau Doctorin! daß Sie dem Frauenverein sagen, daß er der bucklichten blinden Frau vor dem Schleiferthor nichts mehr geben soll.

Warum?

Ha! aus Barmherzigkeit. Wenn sie vom Frauenverein nichts mehr bekommt, so reicht sie, ihre Tochter und ihr Enkel nicht mehr mit dem, was sie vor dem Thor erbettelt, dann geht sie gern ins Armenhaus, und ihr Enkel, der ein langmächtiger Bub ist, kann vom Magistrat in eine Lehre gethan werden. Die Tochter wird sich auch entschließen müssen, in einen Dienst zu gehen.

Nun da wird man über Hartherzigkeit schreien!

Hoffentlich doch nicht Sie auch mit, Frau Doctorin! Was wird denn aus dem Buben werden, wenn er den ganzen Tag mit der blinden Frau vor dem Thore herumzieht? Ein Strolch, ein Dieb oder ein Schnapsbruder, der dem Magistrat Verdruß macht. Man muß den Menschen zur Arbeit zwingen, sagt der Verwalter, damit er frei wird von dem Bettelsinn. Wenn sich immer ein Mensch auf den andern verläßt, so sind zuletzt alle verlassen. Der Bub muß in die Lehre und wenn alle Weiber der Stadt zusammenheulen.

Mich werden Sie nicht dabei hören. Kurz und gut, ich will es dem Frauenverein sagen. Apropos! der Verwalter hat jetzt viel Sorgen; er hat eine große Last zu ziehen.

Aber breite Schultern und feste Beine, Frau Doctorin! er zieht die Last schon den Berg hinan. Ich hätte freilich gerne, daß ihm vorgespannt würde, aber es geht schwer an. Ich habe schon hin- und hergedacht, wie man der Frau Gärtner von der Gemeinde aus unter die Arme greifen könnte. Wenn man nur so ein kleines Geschäft wüßte —

Das jetzt ich weiß, Bärenwirth! Ihr habt mir ein Licht angezündet. Ja, das geht und muß gehen!

Was wissen Sie denn für ein Geschäft?

Können Sie beim Magistrat eine Concession erwirken?

Ja, warum nicht, wenn ich das Geschäft weiß?

Ein Handel mit Bändern, Zwirn, Leinwandknöpfen, Seide und dergleichen Dinge.

Ja, das wäre freilich ein passender Handel, die Con-

cession wollte ich auch herausreißen, aber — die Sachen kosten im Ankauf Geld, Frau Doctorin!

Credit thut's auch, Herr Wirth! für den kann der Verwalter sorgen. Seht, da schreibt mir eben mein Bruder, der Kaufmann, er wolle gerne etwas zur vernünftigen Unterstützung der Wittwe Gärtner beitragen, weil ihm der kleine Bernhard so wohl gefallen hat. Der muß nun den Waarenvorrath um den Fabrikpreis auf Credit geben. Der Absatz wird sich finden.

Das ist ja ein Kapitalgedanke von Ihnen, Frau Doctorin! Haben wir nur das Geschäft, so müßte doch der Teufel selber dahinterstecken, wenn es nicht weiter ginge.

Die Sache muß aber doch klug angefangen werden, Herr Wirth! damit der Verwalter nicht widerspenstig wird — Sie kennen ja seinen eigenen Sinn — und damit die Frau Gärtner nicht verletzt wird.

Mit dem Verwalter will ich sprechen. Wenn er für den Credit sorgen darf, wird er darauf eingehen.

Sie sorgen auch für die Concession und ich will mit Frau Bertha die Sache abmachen.

Recht so, Frau Doctorin! Sie sind ein wahrer Schatz in Rothstadt.

Still, Herr Wirth! Sie können noch etwas thun.

Nämlich?

Sie können die Waaren von N . . . . mitnehmen, wenn Sie hinkommen.

Geht ganz gut; am nächsten Freitag fahre ich im großen Schlitten nach N..., weil ich Wein aufladen will. Da kann ich eine Kiste leicht aufpacken.

Ich will Ihnen einen Brief an meinen Bruder mitgeben.

Recht, Frau Doctorin! jetzt muß ich gehen, wir schlachten heute ein Schwein. Guten Tag.

Guten Tag, Herr Wirth!

Vergessen Sie nicht die blinde Frau!

Nein.

Grüßen Sie mir den Herrn Doctor.

Ich danke Ihnen.

9.

Die Doctorin und Frau Bertha.

Frau Bertha war am Nachmittag allein. Die Kinder waren ausgegangen; Bernhard führte sie vor das Stadtthor, damit sie den Kindern zusehen konnten, die mit Schlitten fuhren. Frau Bertha besserte die Wäsche Bernhards aus, saß still am Fenster und dachte über dieses und jenes nach. Arbeiten wollte sie gerne, aber was kann eine Wittwe auch verdienen, wenn sie mehrere Kinder zu besorgen hat? Der Verwalter leistet Außerordentliches; er versorgt Bernhard und hat gegenwärtig auch Marie im Hause. Und demungeachtet hat er immer Mittel und Wege gefunden, auch sie selber und die beiden kleinen Kinder auf die zarteste Weise zu unterstützen. Hatte er doch dem kleinen Robert zum Geburtstage einen Zehnthalerschein durch Marie geschickt und der kleinen Bertha für ihr erstes Paar Strümpfe fünf Thaler gegeben! Auch weiß sie wohl recht gut, daß der Verwalter nicht nachlassen wird, sie zu unterstützen; — aber es fällt Frau Bertha doch schwer aufs Herz, selber so wenig verdienen zu können. Sie hat schon viel um Geld gestrickt und genäht, aber es kommt doch nicht so viel heraus, als die Familie nothwendig braucht. —

Da kommt die Doctorin zur Thür herein.

Ist Ihr kleiner Student nicht da, Frau Gärtner?

Nein, Frau Doctorin! er ist mit den Kindern ausgegangen.

Ich bin ihm Botenlohn schuldig; er hat mir ein Päckchen von meinem Bruder mitgebracht, das mir große Freude gemacht hat. Geben Sie ihm gefälligst dieses kleine Geschenk in meinem Namen. Er wird das Buch brauchen können.

Ich danke Ihnen bestens, Frau Doctorin!

Weil wir eben allein sind, Frau Gärtner! will ich Sie um etwas fragen. Arbeiten Sie fort, ich setze mich zu Ihnen. Ich will die Sache kurz machen. Mein Bruder wird hier ein kleines Commissionsgeschäft in Bändern, Zwirn, Leinwandknöpfen und dergleichen Sachen gründen und da wollte ich Sie fragen, ob Sie sich wohl herbeiließen, das kleine Geschäft zu übernehmen? Ich weiß keine so verläßliche Frau wie Sie.

Das Herz der Wittwe schlug hoch auf.

Mich ehrt Ihr Vertrauen sehr, Frau Doctorin! auch wollte ich es an Fleiß und Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen, aber Ihr Herr Bruder wird als Geschäftsmann seine Waaren ohne Garantie keiner so mittellosen Frau anvertrauen, was ich ihm auch gar nicht verübeln kann.

Er soll sie auch nicht ohne Garantie hergeben, dafür lassen Sie nur mich sorgen. Sagen Sie mir nur frischweg, daß Sie auf das Geschäft eingehen.

Von Herzen gern, Frau Doctorin! vorausgesetzt, daß der Herr Verwalter, welcher Vormund meiner Kinder ist, seine Zustimmung gibt.

Dafür wird auch gesorgt werden, Frau Gärtner! Wir sind schon fertig. Die Hand darauf!

Wenn aber der Absatz den Erwartungen Ihres Herrn Bruders nicht entspricht? — Ich habe so wenige Bekannte hier.

Da kennen Sie mich schlecht, Frau Gärtner! ich bin ja selber eine Kaufmannstochter; ich werde doch verstehen, Kundschaft zu erwerben. Ueberlassen Sie das nur mir. Ich kenne die Vorzüge der Waaren meines Bruders und weiß sie auch geltend zu machen. Nun Adieu, Frau Gärtner! Schüren Sie sich doch etwas ein, bei Ihnen ist es ja eiskalt.

Ich kann die Kälte gut vertragen, Frau Doctorin!

Aber wenn die Kinder heim kommen, werden sie frieren. Nicht wahr, Sie schüren ein? ich habe ein Paar Groschen zu Kohlen ins Buch gelegt. Adieu, Frau Gärtner! auf Wiedersehen! Ich helfe Ihnen, den Laden einrichten.

Fort war die Doctorin. Frau Bertha weinte heiße Thränen des reinsten Dankes gegen den, der sich in stolzer Liebesgröße den Vater der Wittwen und Waisen genannt und dadurch die Menschen, die ihn suchen wollen, gezwungen hatte, die Wittwen und Waisen aufzusuchen, damit sie ihn sicher zu Hause finden könnten. Lob und Preis sei Gott, unserem Befreier aus der Noth! und Friede sei mit allen Menschen, die ihn bei den Nothleidenden suchen!

Noch flossen Thränen über Frau Bertha's blasse Wangen, als sie einschürte, weil sie an den Jubel der Kinder dachte, wenn sie eine warme Stube treffen würden.

10.

Der Bärenwirth und der Verwalter.

Fünf Uhr schlugs und der Verwalter trat in die Gaststube des Bärenwirths. Agnes bringt Bier für den Verwalter und Vater. Da sitzen die beiden kräftigen Männer am Ofentisch und stopfen ihre Pfeifen, zünden an und rauchen, daß Agnes hustet und in die Küche geht. Das hatte der Bärenwirth gewollt. Er sah den Verwalter eine Zeitlang an und streckte die Beine von sich. Der Verwalter war etwas nachdenklich.

Am Freitag fahre ich nach N . . ., habt Ihr etwas zu besorgen?

Weiß nichts.

Hat Euch Euer Student nicht von einem Kaufmann gesagt?

Ja, von dem Bruder der Doctorin. Er hat mir ein Schächtelchen mit Bändern und so Zeug gezeigt, das er seiner Mutter schenken will. Der Kaufmann wollte ihm die Waaren schenken, aber Bernhard nahm sie nicht an, was mir sehr gefallen hat.

Dem Kaufmann gewiß auch.

Am meisten der Mutter Bernhards. Glaubt Ihrs Wirth! daß ich oft nicht weiß, wie ich es anfangen soll, ihr eine Kleinigkeit zuwenden zu können? Jetzt auf Weihnachten bin ich wieder recht in Verlegenheit. Ich möchte doch gerne einmal etwas Ausgiebiges thun.

Das könnt Ihr.

Wie?

Steht für sie gut, daß sie Geborgtes zahlt.

Bei Euch doch nicht.

Was fällt Euch ein?

So sagt, was Ihr meint, ich verstehe Euch nicht. Frau Gärtner hat keine Schulden.

Ich will aber für sie Schulden machen.

Wo?

Bei dem Kaufmann in N... Am Freitag bringe ich eine ganze Kiste voll Waaren von ihm mit.

Wenn er sie Euch gibt. Ihr meint etwa, er wird sie Euch auch schenken wollen, wie dem Bernhard.

Aber borgen, wenn Ihr gutsteht.

Und zu dem Waarenpreis hohe Zinsen fürs Borgen dazuschlagen. Aber was soll denn weiter geschehen?

Weiter? Frau Gärtner eröffnet ein Geschäft und verkauft die Waaren.

Um einen niedrigern Preis als der Kaufmann verlangt.

Er muß sie mir um den Fabrikspreis geben.

Er wird sich hüten.

Im Gegentheil, er wird sich darüber freuen.

Redet nicht so albern daher. Ihr schenkt wohl auch das Bier um den Fabrikspreis aus und obendrein auf Borg?

Wenn ich am Freitag die Kiste Waaren nicht um den Fabrikspreis heimbringe, so laß ich meinen Wein geradewegs zu Euch fahren. Gebt mir nur ein Paar Zeilen mit, daß Ihr für die Zahlung gut steht.

Das wäre das Geringste. Ich will Euch die Versicherung mitgeben. Wir wollen sehen, was herauskommt. Glaubt Ihr, daß Frau Gärtner dabei etwas erschwingen kann?

So viel gewiß, daß sie ohne Nahrungssorgen durchkommt. Das Geschäft ist nicht schlecht. Was denkt Ihr nach?

Daß der Schreiner im Hause mir Geld schuldig ist und nicht gern zahlt. Der muß für Frau Gärtner den Laden machen

Laßt mich auch mitthun, er macht ihn ohnehin aus meinem Holz, das er mir von Ewigkeit her schuldig ist.

Meinetwegen. Laßt uns doch Bier bringen; ich möchte mit Euch anstoßen.

11.

Genesung.

Fräulein Hildegard konnte wieder in der Stube herumgehen. Aber sie fühlte, daß sie bald müde wurde.

Sie müssen sich eben schonen, Fräulein Hildegard! sagte der Doctor und namentlich vor allem Aerger hüten. Ihre Nerven sind angegriffen. Im Sommer reisen Sie auf einige Wochen ins Gebirge. Ich weiß ein köstliches Plätzchen für Sie und kann Ihnen auch eine freundliche Wohnung besorgen. Für eine Begleiterin werden Sie selber sorgen.

Was halten Sie denn von Marie, Herr Doctor?

Sehr empfehlenswerth, Fräulein! als Begleiterin. Man lebt neu auf im Gebirge, wenn man ein Wesen um sich hat, dem Alles neu ist und das sich über Alles verwundert und freut. Guten Morgen, Fräulein!

Hildegard's Entschluß war nun gereift. Sie hatte schon öfter daran gedacht, Marie ganz bei sich zu behalten. Sie hatte das Mädchen lieb gewonnen. Da sie einige Tausend Thaler besaß, konnte sie den Plan leicht ausführen. So lange sie lebt, kann sie selber für das Mädchen sorgen und dasselbe erziehen, nach ihrem Tode kann sie einige hundert Thaler erhalten um ein kleines Geschäft anzufangen. Ein vorher nie gekanntes Gefühl kam in die Seele Hildegard's; das Leben erschien ihr in einem ganz andern Lichte; es ging ihr eine neue Welt

auf. Sie fühlte sich reich in dem Gedanken, daß ihr ein hoffnungsvolles Kind angehören sollte. Ein Mensch ist doch etwas ganz anderes, als Geld oder ein Schooshündchen. Sie theilte ihren Gedanken dem Verwalter mit.

So ist es recht, Hildegard! sagte der Verwalter, Du hast den Stein der Weisen gefunden und die Lebenselixir dazu. Du wirst dem Doctor nicht mehr viel Geld zu verdienen geben. Wohlthätiges Wirken und Sinnen vertreibt alle Grillen und Schwächen in uns. Du hast Dich um zwanzig Jahre jünger gemacht. Das ist eine Kapitalkur. Mach aus dem Mädchen eine so tüchtige Hausfrau wie Du selber bist, Hildegard! und Du hast zur Heilung des Vaterlands einen großen Beitrag geliefert. Ja, tüchtige Hausfrauen thun noth; es gibt so wenige. Der Teufel hole die Flunkerei der Mädchen und Frauen, die eher auf's Theater als in ein bürgerliches Haus passen. Ja, Du vollbringst ein heilsames Werk in dieser kranken Zeit, Hildegard! halte diesen Gedanken fest, er ist stärkend. Willst Du Deinen Entschluß dem Mädchen gleich mittheilen?

Ja.

Marie, die in der Küche war, wurde herbeigeschellt. Sie ist eine liebliche Erscheinung; zart und schlank gebaut, mit sanftem Gesichte, auf dem das zarte Morgenroth der Jungfräulichkeit blüht. Sie trägt das braune Kleid, das ihr Hildegard geschenkt hat, und eine blendend weiße Schürze bis über die Brust. Ihr dunkles Haar ist in Zöpfe geflochten, die vorne zusammengefügt sind. Hildegard betrachtet sie mit Wohlgefallen.

Komm näher Marie! der Herr Verwalter will Dir etwas sagen.

Marie trat an den Tisch, wo der Verwalter stand.

Jetzt horch Marie! sagte der Verwalter, was ich Dir sage. Du hast Dich brav gehalten, meine Schwester ist mit Dir zufrieden. Ich hoffe Du wirst so brav bleiben.

Ja das will ich, Herr Verwalter! sagte das Mädchen erröthend und Thränen traten in ihre Augen.

Was ist Dir Marie? Was hat Dich betrübt? Sag es!

Weil es doch nicht mehr lange dauern wird.

Was? Das Bravsein?

Du verstehst das Mädchen nicht. Marie meint ihre Anstellung als Krankenwärterin. Nicht wahr Marie?

Ja, sagte das Mädchen schüchtern.

Du möchtest also gerne länger bei Fräulein Hildegard bleiben?

Freilich, Herr Verwalter.

Trockne Deine Thränen, Kind! Fräulein Hildegard behält Dich ganz und gar bei uns im Hause, auch wenn sie ganz gesund ist. Sie will Dich zu einer recht tüchtigen Hausfrau erziehen, wenn Du ihr gehorsam bleibst. Deine Mutter wird nie mehr Sorgen um Dich haben dürfen. Das kannst Du Deiner Mutter sagen Marie!

Das Mädchen sah Hildegard mit einem Blicke an, der beredter sprach als alle Worte es vermögen. Hildegard konnte diesen Blick lesen, darum verlangte sie auch nach Worten nicht.

Du kannst gleich zu Deiner Mutter gehen, Marie!

und sage ihr, sie möchte nach Tisch zu mir kommen, ich wünsche mit ihr zu sprechen.

Marie gab Beiden schweigend die kleine Hand und entfernte sich, um eiligst die Mutter zu benachrichtigen.

Wie schlug dies junge Herz in froher Erregung, bis es sich der Mutter mitgetheilt hatte!

Nach Tisch kam Frau Bertha zu Hildegard. Da erfuhr die Wittwe, wie zart auch eine alte Jungfrau sein kann, wenn ihr Ernst ist ohne alles Aufsehen und Gepränge zu helfen. Fräulein Hildegard hatte sich eben ihren Bruder zum Muster genommen und nicht die Gemeindeschreiberin. Sie hatte sich gemerkt, daß der Verwalter einmal gesagt hatte: Ein Wohlthäter, der es nicht versteht wohlzuthun, wird währeud des Wohlthuns ein Uebelthäter. Wer den Armen immer demüthigt, ist wie Einer, der dem Hungrigen Brot gibt und es recht pfeffert. Wenn man kann, muß man etwas Butter darauf streichen, oder wenigstens nichts. Hildegard gab der Wittwe Butterbrod.

12.

Mich aber hast Du wegen meiner Unschuld aufgenommen.

Aber so geht es in dieser Welt voll Wandel und Wechsel!

Frau Bertha kommt heim und Robert ist krank. Er klagt über Halsweh; er muß ins Bett — um nimmer aufzustehen. Bernhard läuft zum Doctor; der Doctor kommt; Robert hat das Scharlachfieber. Frau Bertha ist still; sie sagt nicht viel. Der Verwalter kommt; er befiehlt Bernharden, der Mutter ein versiegeltes Couvert zu geben, in dem ein Fünfthalerschein liegt. Robert stirbt. Der Schreiner muß einen kleinen Sarg machen. — Frau Bertha ist still. —

Ihr müßt mir heute Nachmittag die beiden Kinder, den Bernhard und Bertha, behalten, Bärenwirth! sagte der Verwalter, ich muß mit Frau Gärtner sprechen. Ich will sie trösten, so gut ich kann.

Gut; ich will das Meinige bei den Kindern versuchen. Schickt sie nur. Kinder sind Kinder; ich werde mit ihnen fertig werden.

So geschah es. Der Verwalter kam zu Frau Bertha und schickte die Kinder zum Bärenwirth. So waren der Verwalter und Frau Bertha allein.

Frau Gärtner! sagte der Verwalter, ich habe ein Recht darauf, mit Ihnen über Robertchen zu sprechen. Ich war sein Vormund.

Der beste, den Gott gehabt hat, Herr Verwalter!

Glauben Sie das, Frau Gärtner! es ist recht so! dann kann ich um so sicherer mit Ihnen sprechen. Wenn ich der ewige Vater wäre, hätte ich Robert auch von dieser Welt genommen, und es Ihnen dann durch den Vormund sagen lassen, Frau Gärtner! — Gott weiß es, daß ich den kleinen Robert geliebt habe — und eben diese Liebe, Frau Gärtner! hat mir die Ueberzeugung gegeben, daß dem Kinde das Wünschenswertheste zu Theil geworden ist. Robert war nicht geeigenschaftet für diese rauhe Welt; er war zu reizbar, zu zart. Für ihn gehört ein sanfteres Klima; näher bei unserm Gott.

Frau Bertha horchte still. Ihr klangen die Worte des bärtigen Verwalters wie Reden aus einer andern höhern Welt.

Ich habe einmal, fuhr der Verwalter fort, bei einem Kinderbegräbniß die Worte des Psalmes gehört: Mich aber hast Du wegen meiner Unschuld aufgenommen und hast mich vor Dein Angesicht gestellt in Ewigkeit. Das Wort habe ich mir gemerkt und als Robert starb, habe ich sie mir vorgesagt. Sagen Sie sich dieselben auch vor, Frau Gärtner! so oft Sie traurig werden wollen. Ja so ist's, das ist mein Glaube: Er hat den Robert wegen seiner Unschuld aufgenommen und hat ihn vor Sein Angesicht gestellt in Ewigkeit. Lassen Sie uns an Gott, unsern ewigen Befreier, glauben, Frau Gärtner! Er ist gut und liebt die Menschen und was Er thut, ist Befreiung von der Noth des Erdenlebens!

So sprach der Verwalter. Dann redete er von den andern Kindern und den Hoffnungen, die er an sie

knüpfte. Dann ging er fort zum Bärenwirth, und schickte die Kinder wieder heim.

Er hatte viel geleistet. — Wenn Frau Bertha an Robert dachte, dachte sie jetzt mit innerer Nothwendigkeit an den Verwalter und sie hörte ihn sagen: Mich aber hast Du wegen meiner Unschuld aufgenommen und hast mich vor Dein Angesicht gestellt in Ewigkeit. Und — sie erhob sich über den mütterlichen Schmerz; sie wollte des edlen Verwalters würdig sich erweisen.

Ich will Euch etwas sagen, Bärenwirth! der Mensch ist doch ein rechter Bärenhäuter.

Warum denn?

Wenn wir einander peinigen wollen, sind wir unerschöpflich an Worten und Mitteln; wenn man aber trösten will, dann weiß man nicht viel. Das habe ich eben erfahren!

Ihr werdet es schon gut gemacht haben; die Hauptsache ist der gute Wille und den habt Ihr gehabt. Worte allein thuns nicht.

13.

Der Bärenwirth und ein Drechsler.

In einem Schafpelzrocke eingehüllt, mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe fuhr am Freitag der Bärenwirth nach N.... Viel Schnee lag im Walde, auf den Feldern und Wiesen. Der Bärenwirth rauchte aus seiner großen Maserpfeife. Neben ihm saß der Drechsler von Rothstadt, der ihn gestern ersucht hatte, ihn mitzunehmen. Der Drechsler war ein Mann, der gerne eine größere Rolle spielte, als einem Drechsler zusteht; seine Frau und Töchter wollten Damen vorstellen. Um auf bequemere Weise Geld zu verdienen, hatte sich der Drechsler auf Handel mit allerlei Kunstgegenständen gelegt, aber der Erfolg entsprach nicht seinen Erwartungen; er hatte sich in Schulden eingelassen und war in Geldverlegenheit. Eben heute fuhr er nach N. um Geld aufzutreiben; er mußte bis Neujahr einen Wechsel einlösen. Er war sehr verdrossen und schimpfte über alle Welt.

Hätte mir der Verwalter den Bettel von fünfhundert Thalern vorgestreckt, so dürfte ich heute nicht in Wind und Wetter hinaus.

Das ist Eure eigene Schuld. Ihr könntet gut in der warmen Stube arbeiten. Ein Drechsler hat in Wind und Wetter gar nichts zu thun.

Ei, die lumpige Drechslerei! da kann man sich den

ganzen Tag plagen und hat doch nichts davon als das tägliche Brot.

Ist das tägliche Brot nichts?

Wenn man sich es aber verbessern könnte?

Ihr habt es Euch aber nicht verbessert.

Daran sind die Umstände und die Menschen Schuld, nicht ich.

Wie so denn?

Ha, weil bei uns zur Hebung der Industrie und des Handels nichts geschieht. Man gibt einem Geschäftsmanne zu wenig Credit, und dann kauft man zu wenig und dazu die Concurrenz.

Das hättet Ihr zuerst wissen sollen, ehe Ihr angefangen habt.

Ha, wer denkt denn auch an Alles vornhinein; man stellt sich die Sache immer günstiger vor.

Da steckt's ja eben! Es hat Euch an Verstand gefehlt. Euer Verstand reicht gut aus für die Drechslerei; aber nicht weiter. Ich habe mir das damals schon gedacht, als Ihr das Maul wegen der Gewerbefreiheit so weit aufgerissen habt.

Ja ich habe mir die Sache anders vorgestellt.

Günstig für Euch allein! Seid Ihr noch für die Gewerbefreiheit?

Nein, sie hat ihre Schattenseiten.

Aber ich bin für die Gewerbefreiheit. Jeder soll treiben dürfen, was er versteht und kann.

Nun das ist seltsam von Euch geredet; just vor einigen Minuten habt Ihr mir gesagt, ich hätte bei der Drechslerei bleiben sollen.

Weil Ihr die versteht und könnt. Darum habe ich ja gesagt, jeder soll treiben dürfen, was er versteht und kann. Wer so ins Blaue hinein etwas anfängt, ist eben ein Esel. Was würdet Ihr denn dazu sagen, wenn ich heute eine Drechslerei errichten wollte.

Ja, eine Drechslerei! da muß Einer doch die Kunst erlernt haben und auch in der Welt gewesen sein, damit er einen Ueberblick hat.

Nun und beim Handel — ist's da etwa anders? Meint Ihr denn, der Kaufmann streicht Euch auf die Nase, wie er es anfängt, um mit Vortheil sein Geschäft zu betreiben? Ihr habt es ja erfahren, daß mehr dazu gehört, als Ihr verstanden habt. Ihr habt ja den Gaul gleich anfangs beim Schwanz aufgezäumt.

Wie so?

Ihr habt mit Frau und Töchtern gleich Staat zu machen angefangen.

Das Geschäft ist im Anfang gut gegangen und zur Hebung des Credits mußte ich doch etwas thun. Wenn man mit so vielen Kaufleuten zu thun hat, muß man doch anders erscheinen als wie ein armseliger Drechsler.

Da steckt es ja eben. Seht Ihr denn das nicht ein? Ihr hattet Schulden auf den Waaren, und anstatt jeden Groschen Erlös zusammen zu legen, um zahlen zu können, habt Ihr Staat gemacht. Das hättet Ihr bis dahin versparen sollen, wo die Leute Euch schuldig sind. Euer Staatmachen hat Euch bei den eigentlichen Geldmännern gleich Anfangs geschadet; sie haben gleich gemerkt, daß Ihr kein Geld habt. Mit solchen habt Ihr eben nicht gesprochen; die würden es Euch gesagt haben.

Ich bin mit ihnen nicht zusammengekommen; ich kann diese geldstolzen Knicker nicht leiden.

Und wäret doch gern einer geworden.

Hätte ich nur Glück gehabt, ich hätte es schon anders gemacht. Ich hätte Geld unter die Leute kommen lassen.

Und wäret zuletzt übler daran als jetzt. Jetzt könnt Ihr Euch noch als Drechsler herausreißen; später wäre es zu spät gewesen.

Es bleibt mir freilich nichts übrig, als wieder als Drechsler tüchtig zu arbeiten.

Nun, weil Ihr durch Schaden nur so viel gelernt habt, so ist doch das Lehrgeld nicht ganz und gar verloren. Ihr habt gelernt, daß an dem alten Sprüchlein doch etwas Wahres ist: Schuster bleib bei deinem Leisten. Das gilt auch noch bei der Gewerbefreiheit. Fang nichts an, was Du nicht aus dem Fundament verstehst.

14.

Sommerfrische.

Herr Bauer, der Bandwaarenfabrikant, gab Credit und der Bärenwirth brachte die Kiste heim. Neujahr kam; der Laden der Frau Bertha war eingerichtet und das Geschäft wurde eröffnet. Die kleine Bertha war sehr anstellig und hatte Freude am Verkauf der Waaren. Bernhard war wieder in seinem Stübchen beim Schuster, lernte und plauderte mit seinem lustigen Kameraden. Er machte seine Sache gut; Herr Bauer gab ihm wöchentlich einen Freitisch.

Der Sommer kam und Fräulein Hildegard fuhr mit Marie ins Gebirg, um dort einige Wochen zu bleiben. Der Doctor hatte sie in ein stilles Alpenthal geschickt und eine freundliche Wohnung durch den Arzt des Dorfes, der sein Studienfreund war, besorgt. Marie war Schritt für Schritt über die Herrlichkeit der Alpennatur erstaunt. Sie wußte kaum, wie sie sich ausdrücken sollte. Der klare grüne Bach im Thale — die tiefgrünen Matten hoch hinauf mit braunen Häusern — die grauen Bergwände und die stolz in die blauen Lüfte ragenden Felsenzinnen — Alles machte einen tiefen Eindruck auf das Mädchen. Und o! die Blumen in dem Alpenthale! wie ganz anders schön waren sie als in Rothstadt! Die Vergißmeinnicht viel größer, die Butterblumen fetter, die dunkelblauen Gentianen und den Trollius, der wie

eine gefüllte gelbe Rose aussieht, die Alpenrose und die Arnica hatte sie zum erstenmale in ihrem Leben gesehen! Hildegard empfand die reinste Freude, die wir kennen, nämlich die Freude an der Freude ihres Schützlings an den lieblichen Kindern der Alpenwiese.

Bernhard hatte seine Sachen gut gemacht. Er kam auf Ferien nach Rothstadt. Frau Bertha hatte schöne Stunden.

Der Verwalter hatte einen vortrefflichen Plan gefaßt. Er saß Abends im Garten des Bärenwirths. Er brachte das Gespräch auf das Vieh.

Es ist doch ein schöner Anblick, Alpenvieh zu sehen.

Möcht's schon einmal sehen.

Ja, wenn Euch meine Schwester das Alpenthal mit dem Vieh in einer Schachtel mitbrächte. Ihr könnt' ja nicht zu Fuß gehen. Ihr seid ein Stubenhocker.

Und Ihr?

Ich bin in drei Tagen auf einer Alpe. Uebermorgen reise ich fort zu meiner Schwester.

Wie lang bleibt Ihr denn dort?

Ha, etwa zwei Tage. Entschließt Euch und geht mit; der Bernhard ist noch bei mir. Ihr könnt Euch ein Paar Kühe kaufen.

Das wäre nicht übel! Ich gehe mit Euch. Das gibt eine lustige Reise. Ich habe eben jetzt Zeit; es ist nicht viel zu versäumen. Will auch einmal das Gebirg sehen. Es bleibt dabei, ich reise mit.

Wir machen aber einen Theil zu Fuß.

Meinetwegen, so lang ich kann, gehe ich mit; geht

es nicht mehr dann lassen wir einspannen. Ihr werdet wohl auch kein so ausgestochener Fußgänger sein.

In jüngeren Jahren war ich einer.

In jüngeren Jahren bin ich es auch gewesen, vielleicht ein besserer, als wie Ihr.

Nun, wir wollen darüber heute nicht streiten. Macht Euch reisefertig, wir fahren auf der Bahn bis B... und von da geht es zu Fuß weiter.

Nun und bis B... auf den Bahnhof?

Laßt Ihr uns durch Euern Knecht fahren.

Frau Bertha war still erfreut durch die Nachricht, die der Verwalter brachte, daß er Bernhard mitnehmen werde. So konnte der Knabe auch Marie sehen. Welche Freude wird das Mädchen haben! Sie konnte fast nicht einschlafen. Daß Bernhard lange nicht einschlafen konnte, versteht sich wohl von selber.

15.

Die Reise ins Gebirg.

Das war auch eine lustige Reise! Der Bärenwirth hatte einen großen ledernen Beutel mit Silbergeld bei sich; er mußte überall zahlen. Der Verwalter hatte in seiner Brieftasche Thalerscheine, von denen er manchmal dem Bärenwirthe gab.

Als sie aus dem Eisenbahnwagen stiegen, ging die Fußreise an. Der Bärenwirth zog seinen Rock aus und warf ihn über die Schulter. Nach einer Stunde kamen die drei Wanderer in ein kleines Gebirgsdorf mit grünem Kirchthurm. Ein freundliches Wirthsgärtchen lud zum Ausruhen ein. Zwei Fußgänger saßen bereits im Schatten einer Kastanie bei rothem Wein mit Wasser.

Es könnte nicht schaden, sagte der Verwalter, wenn wir eine kühle Flasche Wein trinken würden.

Könnte nicht schaden, sagte der Bärenwirth, und bog in das Gärtchen ein. Der Verwalter und Bernhard folgten. Alle drei setzten sich zu den beiden Fußgängern unter die mächtige Kastanie.

Die Kellnerin, eine kräftige schmucke Tochter der Berge, kommt und frägt, was die Ankömmlinge zu genießen wünschen.

Eine Flasche rothen Wein, drei Gläser und Brod.

Bald entspann sich ein heiteres Gespräch zwischen den vier Männern. Die beiden Fußgänger waren ge=

bildete Männer aus der Residenz. Sie schienen zum Vergnügen zu reisen. Sie hatten Wohlgefallen an den beiden kräftigen Männern aus Rothstadt.

Sie erzählten allerlei lustige Geschichten aus der Residenzstadt. Der Verwalter merkte, daß hinter der Heiterkeit der Männer tiefer Lebensernst herrschte. Die Männer gefielen ihm wohl. Er brachte das Gespräch auch auf ernstere Gegenstände. Bald waren sie vertieft in das Menschenwesen.

Sie haben Recht, mein Herr, sagte der ältere der beiden Fußgänger, ein Mann von einigen funfzig Jahren mit grauem Lockenkopfe, der Mensch bleibt doch immer der interessanteste Gegenstand für den Menschen. Der Werth des Einzelnen mag noch so gering sein, die Würde ist aber bei allen eine hohe. Es wäre nur zu wünschen, daß alle Menschen gut erzogen würden. Die Erziehung ist die Hauptsache.

Wird aber meist von Denjenigen vernachlässigt, sagte der Verwalter, welche die Menschen regieren sollen. Sie wollen Sclavenseelen und keine freien Geister unter und neben sich haben.

Der Begleiter des älteren Herrn sah diesen lächelnd an.

Ich bin mit Ihnen ganz einverstanden, mein Herr! sagte der Graukopf, der Teufel hole die Schwachheit der Großen, immer nur Speichellecker um sich haben zu wollen.

Dem stimme ich auch bei, sagte der Bärenwirth. Wenn ich ein Fürst wäre, jagte ich die Schmeichler alle zum Teufel und ginge wie ein anderer Mann im Lande

herum und lernte die Menschen mit eigenen Augen kennen. Es ist ja zum Davonlaufen, was für Possen man von den Vornehmen hört. Man möchte fast glauben, sie sind alle geistesschwach.

Der Begleiter des ältern Herrn sah diesen noch stärker lächelnd an. Der ältere Herr lächelte vergnügt.

Er hat ganz Recht, sagte er zu seinem Begleiter. Zum Bärenwirth gewendet sagte er: Sie haben wohl auch ein Haus zu regieren, mein Herr?

Freilich, ich bin Wirth und habe dazu große Feldwirthschaft.

Dann wissen Sie wohl aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, aufrichtige Diener zu erhalten und zu behalten.

Ja wohl weiß ich das. Habt Ihr auch etwas zu regieren?

Ja, sagte der Herr, ich habe ein großes Haus zu regieren und habe viel Verdruß, besonders mit meinem Verwalter. Wenn ich den Verwalter meines Vetters hätte, dann wäre es leicht.

Wie heißt der Verwalter? frug der Verwalter.

Sigmund Hammerberg.

Der ist es, sagte der Bärenwirth, auf seinen Freund deutend.

Es freut mich, Herr Verwalter! Sie kennen zu lernen, sagte der Herr und reichte ihm die Hand über den Tisch, ich bin der Fürst von Lichtenau, Sie haben gewiß meinen Namen schon oft geschrieben.

Ja, Durchlaucht! und oft mit Bewunderung aussprechen gehört. Sie sind ein warmer Freund der Armen.

Nun, sagte der Fürst, man thut was man kann, und das ist nicht mehr als Schuldigkeit. Wir sind ja doch alle aus Einem Teig. Und während man seine Schuldigkeit thut, hat man die reinsten Freuden. Man weiß doch, wozu man auf der Welt ist. Denn das bloße Genießen ist gemein, das können die Thiere auch. Ich habe mir sagen lassen, daß der Verwalter meines Vetters eben so denkt.

Und der Bärenwirth von Rothstadt ebenfalls, sagte der Verwalter. Dieser da ist es.

Der Fürst reichte dem Bärenwirth die Hand.

Auf Bernhard machte diese Stunde einen tiefen Eindruck.

Der Fürst ließ noch eine Flasche Wein kommen, die zum Abschiede getrunken wurde.

Es war eine schöne Stunde für mich, sagte der Fürst bei der Trennung.

16.

Die Schlafkameraden.

Die Sonne war längst untergegangen, als unsere drei Wanderer endlich das Dörfchen sahen, welches das Ziel ihrer Reise war. Sie marschirten im Mondlicht lustig dahin; es schlug zehn Uhr von dem schlanken spitzen Kirchthurme, als sie vor dem Wirthshause zum grünen Baum anlangten. Sie wollten Hildegard nicht mehr stören und traten ins Wirthshaus, um zu übernachten. Sie waren auch sehr hungrig und durstig. Würste gab es noch zu essen und gutes Bier. Sie ließen sich Alles wohl schmecken und gingen dann schlafen. Sie wurden in ein altmodisches großes Zimmer geführt, in dem vier Betten standen. In einem Bette schlief aber bereits ein Mann. Der Wirth zum grünen Baum hatte ihnen gesagt, wer es sei. Sie kannten den Mann gut und wollten, wenn er aufwachen sollte, einen Scherz mit ihm machen. Er wachte wirklich auf. Noch schlaftrunken wußte er nicht, was geschah.

Was wollt Ihr da? schrie er.

Schlafen, sagte der Bärenwirth.

Der Teufel hat Euch so spät daher geführt. Ihr seid gewiß eine Schauspielerbande.

Ja, sagte der Bärenwirth, das sind wir.

Dann macht, daß Ihr hinaus kommt, sonst schieße ich.

So nehmt doch Vernunft an, sagte der Verwalter, wir sind Reisende wie Ihr. Seht uns ins Gesicht.

Packt Euch, und laßt mich in Ruh. Schlaft wo Ihr wollt.

Ihr gehört ja auch zu unserer Bande, sagte der Verwalter lachend.

Seit wann bin ich ein Schauspieler? schrie der Mann im Bett. Ihr seid verrückt.

Sind denn nicht alle Menschen Schauspieler auf der Weltbühne? frug der Verwalter lachend.

Reibt Euch die Augen und seht uns an. Ihr müßt uns ja kennen.

Ich kenne Euch nicht und will Euch nicht kennen. Ihr seid verfluchte Schurken, das ist mir jetzt klar.

Wartet, sagte der Bärenwirth, ich will ihm helfen. Er tauchte den Finger in das Waschwasser und fuhr dem schlaftrunkenem Manne über die Augen.

Daß Dich das Donnerwetter verschlagen soll, Bärenwirth! sagte der Mann laut lachend. Wie oft habe ich schon unter Deinem Dach geschlafen!

Der Mann war ein Weinhändler, der öfter nach Rothstadt kam.

Gebt mir dort meine Reisetasche her, Bärenwirth!

Was wollt Ihr?

Werdet gleich sehen.

Er zog eine ziemlich große, mit Rohr überzogene Handflasche heraus.

Gebt ein Glas vom Waschtisch her. Ihr sollt einen guten Tropfen als Schlaftrunk haben, damit Ihr auch schlafen könnt.

Die Gesellschaft trank die Flasche unter Scherz und Geplauder aus und dann schliefen sie Alle, bis die Sonne in die Stube schien. Nur Bernhard war früher aufgestanden und ausgegangen. Er hatte keine Ruhe.

17.

Bruder und Schwester.

Vor einem kleinen braunen Hause mit Weinranken überkleidet blieb Bernhard stehen, um das Brünnlein zu betrachten, das aus einem einzigen Baumstück bestand. Da kam Marie bei der Hausthüre mit einem Kruge heraus, um Wasser zu holen.

O Bernhard! was ist das! Du bist hier? O wie freue ich mich, Dich zu sehen! Sag, bist Du allein gekommen?

Nein, sagte Bernhard vergnügt, der Herr Verwalter und der Bärenwirth sind auch da, sie schlafen noch. O wie freue ich mich, Dich zu sehen, liebe Marie! Es ist schon gar lange her, daß ich Dich nicht gesehen habe. Du bist ja viel größer geworden!

Das macht die Gebirgsluft, Bernhard! da werden die Mädchen und Knaben so groß. O Bernhard! hier ist es gar schön. Schau nur die Wiese da an und unser Gärtchen! Was ist das für eine Pracht! Horch Bernhard! Fräulein Hildegard schläft noch, wir wollen auf den Hügel neben dem Hause steigen, da übersieht man das ganze Dorf.

Sie gingen Hand in Hand den Wiesenpfad dahin.

Sag, wie geht es der Mutter?

Ganz gut und der Bertha auch. Sie lassen Dich gar schön grüßen.

Nicht wahr, Bernhard! das Geschäft der Mutter geht gut?

O freilich! sie hat für Bertha schon in die Sparkasse gelegt.

O, Gott sei Preis und Dank, daß es so edle Menschen auf Erden gibt, wie Verwalters!

Ich will schon auch recht lernen, Marie! damit ich als Mann recht viel für die Armen wirken kann.

Du willst also noch immer Advokat werden, Bernhard?

Ja, freilich und zwar ein recht tüchtiger. Da will ich Vertheidigungsreden halten und tapfer für die Armen kämpfen.

Jetzt schau nur diese Wiese an, Bernhard! hast Du je so Schönes gesehen?

Sieh nur einmal diese rothen Blumen, was sie für eine herrliche Farbe haben und schau, wie diese dreifarbigen Veilchen wie Edelsteine glänzen! Ich will einige für Fräulein Hildegard pflücken.

Sie ist wohl recht gut mit Dir, Marie?

O freilich, Bernhard! Fräulein Hildegard sorgt gar so freundlich für mich! Alle Morgen freue ich mich, sie zu sehen und ihr zeigen zu können, daß ich ihr recht dankbar bin. Horch, ich muß jetzt nachsehen, ob sie schon wach ist. Wie wird sie überrascht sein zu hören, daß Ihr hier seid!

Ich will unterdessen nach dem Herrn Verwalter und dem Bärenwirth sehen.

Weißt Du was, Bernhard! Fräulein Hildegard wird gewiß die beiden Herren zu uns zum Frühstück einladen.

Ich will rasch noch mehr Kaffee mahlen und kochen; Sahne haben wir die allerbeste im Hause und gutes Brod und Honig. Du wirst sehen, es wird gar schön werden. Wir frühstücken hier neben dem lustigen Brunnen, da wird ein Tisch hergetragen. Auf Wiedersehen! Goldbernhardchen!

Adieu, liebste Marie! wir kommen in einer Stunde, wenn wir eingeladen werden.

Du darfst darauf rechnen, Bernhard!

18.

Ein Frühstück.

So geschah es auch. Heiter wie der Himmel schritten die drei Wanderer nach einer Stunde dem braunen Häuschen zu, das warm in der Sonne glänzte. Hildegard empfing die Ankömmlinge im Gärtchen. Sie war über den Besuch ungemein erfreut. Marie hatte den Tisch am Brunnen besorgt und frische Blumen in einem braunen glasirten Töpfchen neben der dampfenden Kaffeekanne aufgestellt. Es war ein heiteres Frühstück. Wie das frische Brünnlein, das im Sonnenschein perlete, so floß die Unterhaltung. Die Männer rauchten und blaue Wölkchen wirbelten in die reine Luft. Bernhard und Marie hielten sich im Hausgärtchen auf. Vom nahen grünen Hügel hörte man das Glockengeläute des weidenden Hornviehes, und dem Hügel gegenüber ragte das Wandelhorn stolz in die Luft. Die kahlen Felsen leuchteten in der Vormittagssonne und der ewige Schnee auf dem Sattel glänzte wie ein Silberspiegel.

Heute Nachmittag wollen wir den Hügel da besteigen, sagte der Verwalter. Kannst Du so hoch steigen, Hildegard?

O ja, ich nehme einen Bergstock und gehe den bequemeren Weg. Ich bin schon oben gewesen. In dem großen Bauernhause können wir ausruhen.

Da kann ich mir das Vieh in der Nähe ansehen, sagte der Bärenwirth.

19.

Das Gewitter.

Nachmittags ging es also auf den Berg, bald durch einen Hohlweg, dann über einen Steg, dann über eine trockene Wiese mit ganz kurzen wohlriechenden Kräutern, hinauf bis zu einem Bauernhause, das auf der Höhe lag. Der Bärenwirth hatte drei Flaschen Wein beim Wirth des Dorfes gekauft und durch einen Knaben hinaufschaffen lassen.

Sie saßen froh vor dem Bauernhause beisammen, der Bauer bei ihnen, als der Verwalter auf eine Wolke über dem Wandelhorn zeigte. Er sah den Bauer fragend an.

Was gibt es? frug der Bärenwirth.

Ein Gewitter, antwortete der Verwalter.

Vom heitern Himmel? Ihr spaßt.

Nein, sagte der Bauer, in einer halben Stunde wird es da sein. Das ist so bei uns im Gebirg. Seht nur die Wolke dort an, wie sie wächst.

Können wir nicht mehr nach Hause kommen vor dem Gewitter? frug Hildegard.

Nein, sagte der Bauer, bleibt da und wartet es ab; es wird bald vorübergehen; das ist so ein Gewitter, das durch das Thal hinauszieht an den See.

Die Wolke wuchs rasch und verhüllte die Felsenspitze. Immer größere Wolkenmassen schoben sich hinter

dem Felsengebirge empor. Der Himmel wurde düster. Man sah, daß auf der Felsenhöhe sich ein Sturm erhob. Der Berg war der ganzen Breite nach schwarz verhängt. Da zuckte der ganzen Breite nach ein heißglühender Blitz, der die Augen blendete.

Ein prachtvoller Anblick! rief der Verwalter.

Dann rollte der Donner dumpf, wie aus dem Innern des Felsenberges und wiederhallte lange an den Bergen hinter dem Wandelhorn.

Da seht hin! sagte der Bärenwirth, wie der dicke Nebel herabzieht an dem Wandelhorn! Jetzt ist er schon an den einzeln stehenden Bäumen, die sich biegen — jetzt überfällt er den Wald weiter unten. Ha! das ist ein wildes Treiben da drüben!

Jetzt ist es Zeit ins Haus zu gehen, sagte der Bauer.

Der Bärenwirth wollte noch draußen bleiben. Aber schon fielen einige große schwere Tropfen. Alle eilten in die Stube.

Jetzt wurde das braune Bauernhaus vom Sturm umwirbelt, daß es heulte; — Blitz auf Blitz zuckte und der Donner machte die Fenster klirren; — ein Guß nußgroßer Tropfen schlug aufs niedere Dach und an die Fensterläden; — die Bäume vor dem Hause ächzten und tropften; der Hund kroch unter den Tisch und die Katze hinter den Ofen. Man sah fast nichts in der Stube, wenn es nicht blitzte; draußen war Alles in ein dunkles Wolkenmeer gehüllt.

O wie ist es gut, daß wir hier beisammen sind in der trockenen Stube, sagte Hildegard.

Wenn nun ein Bauer gesagt hätte, die Stube gehöre ihm, er brauche sie für sich und hätte uns nicht hereingelassen während des Gewittersturmes, wie viel müßten wir ausstehen! Wir wären wie die Bäume da draußen.

Und der Bauer sähe auf uns hinaus, wie auf Bäume und freute sich, daß er im Trocknen ist, setzte der Bärenwirth hinzu.

Da müßte er doch der Teufel selber sein, sagte der Bauer.

In diesem Falle, meine ich, hätten wir Recht, ihn zu zwingen uns einzulassen, jedenfalls vor dem Richterstuhl der menschlichen Vernunft, bemerkte der Verwalter.

Das denke ich auch sagte der Bauer. So weit wird es wohl ein Mensch nicht kommen lassen!

Und doch! sagte der Verwalter. Draußen in der Welt ist so viel Noth und Elend aller Orten und Enden und es gibt Menschen, die es so machen wie der Bauer, von dem wir gesprochen haben. Ich halte dafür, daß Wohlthätigkeit eine Pflicht der Vernunft ist.

20.

Der Himmelsring.

Das Gewitter zog das Thal entlang hinaus an den See.

Jetzt kommt! sagte der Bauer, Ihr könnt etwas Schönes sehen.

Die Gesellschaft trat zum Hause hinaus.

O prachtvoller Anblick! Im Westen schien die Sonne am blauen Firmamente — im Osten schwarzer Hintergrund — und auf dem schwarzen Hintergrunde ein Himmelsring aus allen sieben Farben! — Im Thal unten berührte er die grüne Erde.

Marie schlug vor Erstaunen die Hände zusammen.

Großer Gott! sagte sie erregt, was ist doch das! Das sieht mich ja an, wie ein großes Himmelsauge!

O! was ist das? rief Bernhard.

Das kommt von der Sonne, von den Regentropfen und dem dunklen Hintergrund, mein Kind! sagte der Verwalter, der ebenfalls ergriffen war, das ist das Spiegelbild der Sonne; dieses können wir betrachten; in sie selber können wir nicht schauen. Und wie dieser schöne Ring die Sonne spiegelt, so spiegeln die guten Menschen auf dem dunklen Hintergrunde der Weltnoth unsern unsichtbaren Vater. Darum sind die Menschen, die gut sein wollen, so rührend schön, viel schöner noch, als dieser Himmelsring.

Der Bärenwirth sah den Verwalter staunend mit großen Augen an. Er war tief ergriffen von dieser Bergpredigt seines Freundes. Ueber Alle kam die Weihe der Begeisterung; sie dachten Alle an Gott.

Wie sie so im Kreise beisammen standen, verbunden durch die Andacht, Liebe und Freundschaft, bildeten sie eben jenen Himmelsring, von dem der Verwalter gesprochen hatte. Betrachtet diesen Ring! Spiegeln nicht die kindlich Reinen, die Sanftmüthigen, die Friedfertigen, die nach Harmonie Verlangenden, die Barmherzigen den großen, reinen, sanften barmherzigen Friedensspender, den allein Guten, Gott, dessen Symbol seine Sonne ist, die er, uns zur Lehre und zum Vorbild, barmherzigst leuchten läßt über alle Wesen und die er in dem wunderschönen Himmelsring sich spiegeln macht, um seinen Kindern ein Bild der Herrlichkeit zu zeigen, deren sie geistig fähig sind, wenn sie ihn geistig spiegeln, wie der Himmelsring die Sonne sinnfällig spiegelt? Ja so ist es!

Das Geheimniß unsers Lebens
Ist die Spiegelung fürwahr!
Ist das Ziel des schönsten Strebens —
Machet Gott uns offenbar.

Preis sei Gott, dem ewig festen Lichte! und Segen sei über alle Menschen, die sich diesem Lichte nahen und es spiegeln wollen!

III.

Der Rechtsanwalt.

III.

Der Rechtsanwalt.

1.

Eine Schwurgerichtsverhandlung.

Die Gallerien des Gerichtssaales waren dicht mit Menschen besetzt. Es war an einem hellen Dezembervormittage. Der Gerichtshof und die Geschwornen hatten ihre Sitze eingenommen.

Ein Gensdarm führte einen gebeugten alten Mann in dürftigen Kleidern in den Saal zur Anklagebank. Als Zeuge wider ihn erschien ein junger, reichgekleideter Mann mit blitzenden Ringen und schwerer goldner Uhrkette. Sein schwarzes Haar war sorgfältig gescheitelt und gekräuselt; sein Gesicht trug die Spuren der Uebersättigung an allen Lebensgenüssen gemeiner Art. Er ist der Sohn eines reichen Banquiers.

Der alte Mann hätte auf ihn einen Mordversuch ausgeübt. Eine grünseidene Börse mit Goldstücken war in einem Winkel seiner Stube gefunden worden. Mit einem Tischmesser war er auf den jungen Mann losgegangen und hatte ihn am Arme verletzt; der junge Mann trug den Arm noch in einer schwarzseidenen Schlinge. In dem Hause des Angeklagten wohnte hart neben ihm eine Trödlerin. Diese erschien ebenfalls als Zeugin. Sie war eben dazu gekommen, als der junge Mann blutend zur Thüre hinausstürzte und rief, daß man ihn ermorden und berauben wollte.

Neben ihr saß ein blasses Mädchen von achtzehn

Jahren; schlank und fein gebaut, mit braunen Augen und reichem dunklem Haar. Sie war dürftig gekleidet. Das war die Tochter des Angeklagten. Ihr Vater war in früheren Jahren ein Tagschreiber gewesen, und da sein Augenlicht schwach geworden war, ernährte er sich und seine Tochter durch Besorgung kleiner Aufträge von Geschäftsleuten. Er hatte das größte Vertrauen genossen und die ihn kannten, waren erstaunt, ihn des Mordversuches angeklagt zu sehen. Der junge Mann war auf die Straße gestürzt, ohnmächtig vor dem Hause niedergesunken, von der Polizeiwache aufgehoben worden, und der alte Tagschreiber wurde sogleich gefänglich eingezogen, da er der That augenblicklich geständig war und das blutige Messer noch auf dem Boden lag.

Heute also war die Gerichtsverhandlung.

Der Staatsanwalt führt die Klage auf Raub-Mordversuch, verübt an dem jungen Herrn Goldregen, Privatier, von Anselm Lederer, ehemaligem Tagschreiber.

Der Angeklagte wurde um seinen Lebenslauf befragt. Er hatte viel Kummer und Noth erfahren, hatte den besten Leumund, lebte mit seiner Tochter Rosa in dürftigen Verhältnissen. Der junge Goldregen war öfter in seine Wohnung gekommen und hatte ihm kleine Aufträge gegeben. Er hatte aber bemerkt, daß der junge Mann besonderes Interesse für seine Tochter gezeigt habe. Er habe ihm seinen Unwillen darüber genügend zu erkennen gegeben und gehofft, der junge Mann werde so viel Ehrgefühl haben, und wegbleiben. Herr Goldregen habe aber darauf nicht geachtet, vielmehr habe er den Vater auffällig wergwerfend, die Tochter dagegen auffällig auf-

merksam behandelt, was diese genöthigt habe, ihm ängstlich auszuweichen. Er habe einen Anlaß gesucht und gefunden, dem jungen Manne die Wohnung zu verbieten, wobei er allerdings eine Drohung ausgestossen habe. Der junge Mann habe ihn ausgelacht, sei aber wirklich einige Zeit weggeblieben. Eines Abends aber sei er, Lederer, von einem Geschäftsgange, der ihm viel Verdruß eingetragen hatte, nach Hause gekommen, hätte seine Tochter in größter Aufregung angetroffen, eine Börse sei auf dem Tische gelegen und Herr Goldregen sei ebenfalls aufgeregt in der Stube gestanden und habe gelacht. Da sei ein schrecklicher Gedanke in ihm aufgestiegen; er habe den nächstbesten Gegenstand, der eben ein Messer war, ergriffen und habe dasselbe auf Goldregen geschleudert und ihn am Arme verwundet, dann die Börse genommen und ihm nachgeworfen, als er aus der Stube floh mit dem Geschrei, man wolle ihn ermorden und berauben. Bald darauf, ehe er mit seiner Tochter sprechen konnte, sei er ins Gefängniß abgeführt worden.

Nachdem der Vorsitzende noch einige Fragen an den alten Mann gestellt und dieser sie beantwortet hatte, wurden die Zeugen vernommen.

Adolph Goldregen ist vier und zwanzig Jahre alt und bis jetzt ohne Beschäftigung. Er nennt sich Rentier. Er war auf mehreren Schulen, ohne jedoch in einer einzigen eine genügende Prüfung abgelegt zu haben. Seine Erziehung ist überhaupt vernachlässigt. Er ist wegen nächtlicher Excesse und verbotenen Spielens bereits mehrmals polizeilich bestraft. Er gibt an, in Geschäften zu dem Tagschreiber gekommen zu sein. Er habe eine Wette

verloren und wollte die Goldstücke nicht selber überbringen, dies sollte der alte Tagschreiber besorgen. Als er eingetreten sei und die Börse mit den vielen Goldstücken auf den Tisch gelegt, sei der Tagschreiber über ihn hergefallen und habe ihn ermorden wollen.

Der Vorsitzende fragt ihn, was er vor der Ankunft des Vaters mit der Tochter verhandelt habe?

Kleinigkeiten, Scherze, wie er und seine Freunde sie mit Mädchen aus niederen Ständen gewohnt seien, sonst nichts.

Ob er ihr die Börse angetragen hätte?

Allerdings, um sich den Spaß machen, zu sehen, wie ein so blutarmes Mädchen sich dabei benehmen würde. Es sei aber Alles nur gewöhnlicher Scherz gewesen. Er hätte nicht geahnt, daß sie so empfindlich wäre und in solche Aufregung versetzt würde, was ihm nur lächerlich vorgekommen sei.

Nachdem auch die andern Zeugen vernommen worden waren, erhob sich neben dem alten Tagschreiber ein junger schwarzgekleideter Mann mit großen dunklen Augen und hoher Stirne. Er war der Vertheidiger des Angeklagten.

Ein Geflüster entstand im Zuhörerraum. Dann lautlose Stille. Der Vertheidiger sprach laut und fest:

„Meine Herrn Geschwornen! Zuerst spreche ich mein Erstaunen darüber aus, daß der Staatsanwalt in dem vorliegenden Falle die Anklage auf Raubmordversuch zu stellen gewagt hat. Die Voruntersuchung hätte ihn eines Andern belehren sollen. Der Angeklagte hat den Zeugen Goldregen verwundet. Das ist der Thatbestand.

Wo ist denn die Absicht auf Mord erwiesen? Und wäre sie selbst dagewesen, ist Habgier das Motiv gewesen? ist denn durch den Anblick der goldgefüllten Börse dieses Gefühl hervorgerufen worden? Ja, der Anblick der Börse spielt allerdings eine große Rolle in diesem Drama. Aber muß denn der Anblick einer Börse immer nur den Wunsch nach ihrem Besitz erzeugen? Etwa, weil sie ein armer Mann angesehen hat? Das ist eine ungerechte Präsumtion, die Sie, meine Herrn Geschworenen! entrüstet von sich weisen werden. Ist der Arme beim Anblick einer goldgefüllten Börse keines anderen Gedankens fähig als dieses: Ich will und muß sie besitzen? Ist es vielleicht nur ein Privilegium der Reichen, bei dem Anblicke des Goldes edlere Gefühle zu entwickeln, als Habgier? Haben sie etwa gar selbst vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit die Präsumtion für sich, daß sie frei seien von Habgier beim Anblicke des Goldes, wie die Armen die Präsumtion gegen sich haben sollen? Zur Ehre des uns Allen eingebornen Rechtsbewußtseins weise ich beide Präsumtionen entschieden zurück. So kann also die Anwesenheit der Geldbörse in der Stube des Angeklagten keinen Beweis abgeben für eine Absicht auf Raubmord.

Sie ist in einem Winkel gefunden worden.

Allerdings, weil sie ein Vater in dem schrecklichen Wahne hingeschleudert hat, sie sei Sündengeld. Oder glaubt wohl Jemand im Ernste, daß der Angeklagte das Geld in dem Winkel an der Thüre habe verbergen wollen, um es später aufzuheben? In den Thürwinkel hat sie hingehört, weil der Angeklagte sie als schmählichen Kaufpreis für seine Tochter ansah, dort sollte sie das Auge der Ge-

rechtigkeit entdecken, aufheben und zum Zeugniß gegen den aufbewahren, der schuldig ist. Die Börse legt also Zeugniß ab für den Angeklagten, nicht aber wider denselben. Sie legt Zeugniß ab für seine ehrenhafte Aufwallung. Oder darf etwa der Arme nicht aufwallen? Darf ein armer Vater nicht die Qual des Gedankens empfinden, daß seine Tochter wie eine feile Waare behandelt worden ist? Ist etwa das Ehrgefühl auch wieder nur ein Privilegium der Reichen und Großen und haben die Armen die Präsumtion wieder gegen sich? Kann oder darf etwa der Arme und Nothleidende seine Tochter nicht mit derselben Eifersucht auf ihr einziges Gut, die weibliche Würde, lieben, wie der Wohlhabende und Reiche? Wer wenig hat, hält an dem Wenigen fest; darum liebt der Arme durchschnittlich seine Kinder zärtlicher und inniger, weil sie sein sonst leeres Herz ausfüllen. Wo der Arme in dieser eigensüchtigen Welt hinblickt, überall ist er fremd, wenn nicht gar verachtet, nur wenn er seine Stube betritt und ihm gehörige Augen theilnehmend ihm entgegenblicken, fühlt er sich heimisch auf der Welt. Es gibt doch ein Wesen, das mit ihm gegen die harte Welt zusammenhält.

Lassen Sie also, meine Herrn Geschwornen! diesen Punkt nicht unbeachtet. Der Arme hat so gut ein Recht auf Anerkennung seiner Ehre und Gefühle, wie der Reiche. Ich verlange für den Angeklagten kein Mitleid, weil es gar nicht nothwendig ist, an Ihr Herz zu appelliren, ich verlange nur Gerechtigkeit, gleiche Gerechtigkeit für den Armen wie für den Reichen. Sie sind wie ich durchdrungen von dem Worte eines großen deutschen Mannes, nämlich des Weisen von Königsberg, Kant, der gesagt

hat: Wenn es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden gibt, ist es nicht der Mühe werth, daß Menschen auf ihr leben. Wenn der Anblick der goldgefüllten Börse, der aufgereg= ten Tochter, und des aufgeregt lachenden jungen Mannes den Gedanken erzeugen konnte und fast mußte, daß hier ein Frevel an den heiligsten Gefühlen vollbracht, oder doch versucht worden sei, so mußte der Anblick des frechen Ein= dringlings in das Heiligthum der Familie wohl auch das bittere Gefühl erzeugen, daß der reiche Wüstling es wa= gen darf, das Privatrecht des Armen mit Füssen zu tre= ten. Ist denn das Haus des armen Mannes ein für Jedermann offenes Haus, während der Reiche unter dem Schutz der Gesetze sich rühmen darf, sein Haus sei seine Burg, womit er sagen will und kann, der Eindringling werde wie ein Feind behandelt werden? Und gar erst, wenn er vorher ausgewiesen und vor der Wiederkehr ge= warnt worden ist! — Was würde denn geschehen sein, wenn ein Schloßherr nach Hause gekommen wäre, und hätte denselben jungen Mann unter denselben Umständen angetroffen? Würde er sich die Verletzung des Hausrech= tes und des Rechtes der Person in dem empfindlichsten Punkte haben ruhig gefallen lassen? Und hätte dem ver= wundeten jungen Manne Jemand Glauben geschenkt, wenn er behauptet haben würde, man habe ihn ermorden und berauben wollen? Wohlan! was der Schloßherr auf sei= ner Burg ist, das ist der ärmste Mann in seiner Stube. Er darf und soll sein Privat= und Hausrecht wahren und vertheidigen gegen Jedermann.

Man könnte über das Mittel der Wahrung und Ver= theidigung des Rechtes streiten. Ein kräftiger Mann

würde den frechen Eindringling wahrscheinlich die Treppe hinabgeworfen haben und kein Mensch würde an die Absichtlichkeit einer körperlichen Verletzung oder gar an Raubmordversuch gedacht haben. Hätte sich der junge Mann den Arm im Falle verletzt, so würde man dies als natürliche Folge seiner frechen und rechtswidrigen Handlungsweise bezeichnet haben. Dem Staatsanwalt würde es nicht eingefallen sein, eine Anklage auf Raubmordsversuch, ja nicht einmal auf absichtliche Körperverletzung zu erheben. Die Kräfte des alten Mannes reichten zu solcher Reinigungsweise seines Heiligthumes nicht aus, daher mußte er sich eines Mittels bedienen und daß dieses gerade ein Messer gewesen ist, kann im Interesse der Humanität und des Angeklagten bedauert werden, entscheidet aber bei der streng rechtlichen Beurtheilung der Sache nichts. Der Mann befand sich im Stande der Nothwehr; mit einem Tintenfaße hätte er vielleicht eine weit größere Körperverletzung hervorgebracht und Niemand würde auf die Absicht zu tödten geschlossen haben. Und gar erst auf Raubmord! Es gehört meine Herrn Geschwornen! eine starke Voreingenommenheit gegen die Armuth dazu, aus diesem Acte, der auffällig ein Act der Nothwehr ist, einen absichtlichen Angriff auf Leben und Eigenthum zu machen. So macht man keinen Raubmordsversuch! Das ist Jedem klar, der die Sache vorurtheilsfrei betrachtet. Ist aber hier nur ein Act der Nothwehr erkennbar, was folgt daraus? Daß der Angeklagte frei gesprochen werden muß.

Der Staatsanwalt wird vielleicht entgegnen, daß diese Art der Nothwehr eine körperliche Verletzung zur Folge gehabt habe, die in dem Zwecke der Nothwehr nicht ge-

legen ist und sein darf. Körperliche Verletzung ist strafbar; die körperliche Unverletzlichkeit steht unter dem Schutz des Gesetzes; körperliche Unverletzlichkei ist ein Recht eines Jeden.

Darauf frage ich: Wie steht es aber mit der Unverletzlichkeit eines viel höheren Gutes als die körperliche Gesundheit ist? Darf ein Mann ungestraft in die Wohnung eines Andern eindringen oder sich einschleichen und Angriffe auf die Würde des Weibes sich erlauben? Verwundet freche Rede weniger als ein Messer? Ist unter Umständen eine goldgefüllte Börse für ein armes Mädchen nicht ein für ihre Seele ebenso gefährliches Ding als das Messer für den Leib? Liegt hier nicht die Absicht zu morden auf der flachen Hand? Ist die körperliche Verletzung an und für sich genommen, wenn sie nicht wie in diesem Falle Folge der Nothwehr ist, strafbar, so ist die vollbrachte geistige in weit höherem Grade strafbar. Und die Verletzung des Hausrechtes — ist sie weniger strafbar als die des Körpers? Wenn mich Jemand körperlich angreift, habe ich das Recht und die Pflicht, den Angriff energisch zurückzuweisen und nicht erst zu warten, bis die öffentliche Gewalt mir beispringt. Gilt dasselbe nicht gleicherweise mit dem Angriffe auf mein Hausrecht und auf mein theuerstes Eigenthum?

Fassen wir, meine Herrn Geschwornen! Alles zusammen.

Der junge Mann hat einen Raubmordsversuch begangen und der Angeklagte hat ihn entschieden und für den Thäter empfindlich zurückgewiesen und der Angreifer hat den Ankläger auf Raubmordsversuch an ihm gemacht

und so sitzt er nun auf der Anklagebank Ihres Wahrspruches harrend. Durch den Anblick so vieler Ungerechtigkeiten, denen der Arme gegenüber dem Reichen ausgesetzt ist, wollte er bereits verzagen und nur auf den höchsten Richter allein vertrauen, der ohne Ansehen der Person richtet. Ich aber habe ihn zu überzeugen gesucht, daß er durch diese Resignation ein Unrecht an Ihnen, meine Herrn Geschwornen! begehen würde, die durch ihren Eidschwur nicht nur über allen Verdacht der Partheilichkeit für den Reichen erhaben sind, sondern vielmehr die Zuversicht einflößen, daß Sie, dem ewigen Richter nacheifernd, dem Armen, wenn er Recht hat gegenüber dem Reichen, sein Recht mit der größten Entschiedenheit zusprechen, damit der Glaube in dem Armen endlich feste Wurzeln fasse, es gebe nicht nur im Himmel sondern auch auf Erden unpartheiische Gerechtigkeit für alle Menschen. Sprechen Sie den Angeklagten frei von Schuld!

Lautlose Stille herrschte im ganzen Saale.

Der Staatsanwalt sprach. Er zog seine Anklage auf Raubmordsversuch zurück und erhob die Anklage auf schwere körperliche Verletzung.

Der Gerichtshof zog sich zurück.

Im Zuhörerraume begann ein Flüstern.

Wer ist denn der Vertheidiger? frug ein dicker Mann in einem reichen Pelzmantel seinen Nachbarn.

Das ist der junge Advokat Bernhard Gärtner.

Ein eigenthümlicher Mann!

Warum eigenthümlich? Er ist ein streng rechtlicher Mann und ein ausgezeichneter Jurist.

Und ein Demokrat vom reinsten Wasser.

Sie wollen damit sagen: im edelsten Sinne des Wortes. Er ist ein warmer Freund der Armen.

Und ein kalter Feind der Reichen.

Nein, nur der Unterdrücker der Armen; er will selber reich werden; er hält den Reichthum für ein wünschenswerthes Gut, weil es ein treffliches Mittel ist, die Gerechtigkeit zu fördern.

Kennen Sie den Mann näher?

Allerdings, wir wohnten als Schüler in Einer Stube.

Das ist mir interessant. Wer ist sein Vater?

Sein Vater war ein armer Tagschreiber. Er war schon todt, als wir zusammenwohnten.

So! ein Tagschreiber! und der Angeklagte ist auch ein Tagschreiber, wie ich gehört habe?

Ja.

Daher seine besondere Theilnahme an dem Angeklagten und die giftigen Ausfälle auf den jungen Goldregen. Der junge Advokat wird es empfinden müssen. Der alte Goldregen ist sehr einflußreich. Ihm war die ganze Geschichte vom Anfang an äußerst unangenehm. Hätte der junge Goldregen nicht von Raubmord geschrieen, so wäre die Sache unter der Hand abzumachen gewesen; es hätte kein solches Aufsehen gemacht. Aber auch der junge Advokat hätte mehr Rücksicht auf den Namen Goldregen nehmen sollen. Wozu den einzigen Sohn dieses Hauses auf den Pranger stellen?

Weil er es verdient hat.

Ach! Jugendstreiche! wie sie zu Dutzenden in der

Stadt vorkommen. Söhne reicher Häuser nehmen sich eben gelegentlich einige Freiheiten heraus.

Das sollen und dürfen sie eben nicht thun auf Kosten der Freiheit Anderer. Der Vertheidiger hat die Schattenseiten dieser goldnen Freiheiten gezeigt. Die Eltern sollten sich eine Lehre daraus ziehen.

Warum die Eltern?

Damit sie ihre Söhne besser erziehen. Sehn Sie doch hin, mein Herr! dort sitzt der nichtswürdige Sohn des reichen Hauses, dort der Advokat, der Sohn eines armen Tagschreibers. Beide waren einst Knaben mit schönen Anlagen. Der eine hatte reiche Mittel der Bildung, der andere fast gar keine. Und wie urtheilt jetzt die öffentliche Stimme über beide? Der eine ist ein Unkraut und der andere eine heilsame Pflanze.

Bah! die öffentliche Meinung! an der liegt am Ende doch auch nicht viel, wenn Jemand ganz unabhängig ist. Der Advokat muß sich eben sein Brod beim Publikum suchen, darum hält er auf die öffentliche Meinung.

Aus diesem Grund gewiß nicht. Ich kenne seine Gesinnungen. Er hat mir einmal gesagt, sein höchstes Streben sei dies, sich einen Grabstein zu verdienen, auf den geschrieben werden kann: Dieser war ein Trost für die Armen und ein Schrecken für die Unterdrücker. Heute hat er ein gutes Stück Arbeit zu diesem Zwecke vollbracht.

Das ist ein seltsamer Schwärmer! Von dem werden wir noch Manches zu hören bekommen.

Die Nichte des reichen Mannes im Pelzmantel, ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren mit hellbraunen Au-

gen und Haaren und geistreichem Gesichte, das neben ihrem Onkel saß, hatte dem Gespräche der Männer mit steigendem Interesse zugehört.

Diese Schwärmerei ist aber so schön Onkel! sagte sie jetzt.

Habe mirs eben gedacht, Mathilde! daß der Advokat in dir seinen Advokaten gegen mich haben wird. Du möchtest ihn wohl gar heirathen, wenn er noch ledig ist? Du hast ihn wohl auch schon darum angesehen; er ist ein stattlicher Mann von etwa dreißig Jahren.

Das Mädchen wurde so roth, wie die seidenen Kinnbänder, die den schwarzen Sammthut über dem blühenden Gesichte zusammenhielten.

Nun, Onkel! wenn es darauf ankäme, würde ich allerdings mit dem schwärmerischen Advokaten dort lieber hungern, als mit einem Goldregen im Ueberfluß leben.

Sei still, kleine Schwärmerin! sieh, jetzt kommt der Gerichtshof.

Das Mädchen stand auf und neigte sich vor. Ihr Herz schlug heftig. Die Röthe des Gesichtes verschwand. Sie wurde blaß.

Was ist dir Mathilde? Bist du unwohl?

Mir fehlt nichts, lieber Onkel! sei still.

Lautlose Stille. Der Obmann der Geschwornen verkündete den Wahrspruch.

Der Angeklagte wurde freigesprochen.

Ein Beifallssturm brach aus. Mathildens Gesicht und Auge flammte hoch auf.

Sie war von Begeisterung ergriffen. Ein eigenthümliches Weh durchzuckte sie aber, als sie sah, wie die Tochter

des Tagschreibers dem Advokaten um den Hals fiel und unter Thränen dankte. Doch schwand dieses Weh, als sich die Menge um den jungen Advokaten drängte und ihn in Triumph aus dem Saale führte. Ihr Blut wallte. Sie wandte sich an den Herrn, mit dem ihr Onkel gesprochen hatte.

Sie sind also ein Bekannter und wie ich vermuthe, ein Freund des Advokaten, mein Herr?

Ja, mein Fräulein! Mein Name ist Fritz Korner, ich bin praktischer Arzt in der Wilhelmsstraße.

Ihr Name ist mir rühmlichst bekannt, Herr Doctor! eine Freundin hat mir von Ihnen schon erzählt. Wollen Sie mir einen Gefallen thun?

Sehr gerne, mein Fräulein!

Geben Sie diese Nadel „dem Vertheidiger der Armen" und diese Börse dem Tagschreiber. Der Doctor verneigte sich.

Ich bin der Großhändler Silberstein, Herr Doctor! und diese junge Dame ist meine Nichte, Mathilde Silberstein.

Darf ich meinem Freunde den Namen der Geberin nennen, mein Fräulein?

Nein, Herr Doctor! ich ersuche Sie ausdrücklich darum.

Herr Silberstein ging mit seiner Nichte fort. Der Doctor betrachtete die goldne Nadel mit einem schönen Diamant und hatte seine eignen Gedanken. Er schüttelte lächelnd das lockige Haupt.

2.

Der Verwalter und der Bärenwirth.

Noch lebt in dem Landstädtchen Rothstadt unser Verwalter und auch der Bärenwirth. Sie sind schneeweiß, aber jugendlich frisch. Sie sitzen noch allabendlich am Ofentische beisammen, trinken ihren Schoppen und rauchen aus großen Pfeifen. Hildegard ist gestorben, Marie schlug mehrere Heirathsanträge aus, um ihrem Vormunde die Hauswirthschaft zu besorgen. Frau Bertha führt noch ihre Handelschaft fort und hat sich einige hundert Thaler erspart. Ihre jüngste Tochter Bertha hatte in L . . . einen soliden Buchhalter eines großen Geschäftes geheirathet, in welchem sie Ladenjungfer gewesen war.

An einem trüben Dezemberabende nach der Gerichtsverhandlung in der Hauptstadt saßen denn der Verwalter und der Bärenwirth so am Ofentische und tranken ihr Bier.

Bin doch begierig, zu erfahren, sagte der Verwalter, den Rauch in die Luft blasend, wie unser Bernhard seine Sache gemacht hat.

Welche Sache?

Ihr seid ein schlechter Zeitungsleser. Habt Ihr denn nicht gelesen, daß ein alter Tagschreiber wegen Raubmordsversuch an dem Sohn des reichen Goldregen angeklagt worden ist?

Das weiß ich schon. Was hat denn Bernhard dabei zu thun?

Er hat die Vertheidigung des Tagschreibers übernommen; er hat sich selber dazu angetragen; andere Advokaten wollten nicht recht anbeißen, sie fürchteten ihre Kundschaften zu verlieren.

Das wird ja einen Hauptspektakel geben.

Gegeben haben; die Verhandlung war vorgestern. Es könnte heute schon etwas in der Zeitung stehen. Ist die Post schon angekommen?

Horcht! eben bläst der Postillon beim Thor herein. Es liegt viel Schnee, er muß gut gefahren sein.

Schickt Euren Hausknecht auf die Post um meine Zeitungen.

Der Bärenwirth schellte. Ein rosiges Mädchen erschien — die Enkelin des Bärenwirthes.

Philipp soll auf die Post laufen und Verwalters Zeitungen holen. Aber rasch!

Ja, Großvater!

Ich wette meine Pfeife, Verwalter! daß der Bernhard seine Sache gut gemacht hat. Er ist ein ausgestochener Kopf. Wenn er nur Courage genug gehabt hat. Er ist von Haus aus etwas schüchtern. Und einen armen Teufel herauszubeißen, der wegen Raubmordsversuch an einem reichen Manne angeklagt ist, will etwas sagen.

Gerade das wird ihm Muth gegeben haben, wenn der arme Teufel unschuldig ist. Da war er ja in seinem Elemente. Ihr wißt ja, daß er schon als Knabe, als er bei mir schrieb, erklärt hatte, er wolle Advokat werden um die Armen gegen die Reichen zu vertheidigen. Er

wird sich vorgestellt haben, er vertheidige seinen eigenen Vater. Da hat er schon reden gekonnt.

Wenn er seine Sache gut gemacht hat, habe ich einen Plan.

Sagt ihn.

Nein, jetzt noch nicht, wir wollen erst hören, wie der Prozeß ausgegangen ist.

Philipp brachte mehrere Zeitungen. Der Verwalter riß den Umschlag hastig weg, setzte die Brille auf und suchte.

Da ist es, Bärenwirth!

So leset!

Habt Geduld! — Freigesprochen. Doctor Bernhard Gärtner, der Vertheidiger, im Triumph nach Hause begleitet. Die ganze Stadt ist voll von dem jungen Advokaten. Menschenfreunde halfen ihm empor! — Segen sei über sie! Da steht es, leset selber.

Ich will nichts mehr lesen; ich habe genug. Laßt mich in Ruh! Wir wollen eine Flasche Wein trinken. Den will ich aber selber holen.

Der Bärenwirth nahm ein Licht und einen Bund Schlüssel und ging zur Thür hinaus.

Der Verwalter versank unterdessen in ein beseligendes Nachsinnen. Er dachte an jene längstvergangenen Tage zurück, als der kleine Bernhard schüchtern dort an der Thüre stand und der Bärenwirth ihm Brod gab für die Mutter und dann zu ihm, dem Verwalter sagte: laßt mich in Ruh! Ihr werdet doch nichts für die arme Familie thun. — Er hatte nun doch etwas für sie gethan.

Der Bärenwirth kam mit einer stark bestaubten Flasche

und setzte sie auf den Tisch. Seine rothbäckige Enkelin hatte schon Gläser gebracht, sie mußte nun die Flasche vom Staube reinigen, entkorken und einschenken. Das war freilich ein köstlicher Wein; er war es werth, daß ihn der Bärenwirth selber aus einem verschlossenen Winkel des Kellers heraufholte und für dieses stille Freudenfest aufsetzte. Das Alter hatte ihn mild gemacht und so war er würdig, die beiden Greise zu erfreuen. Sie stießen schweigend an und tranken schweigend das erste Gläschen aus.

Hat seine Sache gut gemacht — unser Bernhard, sagte der Verwalter.

Hat seine Sache gut gemacht — unser Bernhard, sagte der Bärenwirth.

Wer ist denn unser Bernhard? Großvater! frug das Mädchen, das eben feines Brod zum Wein gebracht und diese Worte gehört hatte.

Weil du eben jetzt darum frägst, Margareth! so will ich es dir genau sagen. Unser Bernhard war ein armer schüchterner Knabe, der gar oft vor Frost und Furcht zitternd an der Thür dort stand und wartete, bis ich ihm Brod auf Borg für seine Mutter gab. Dann kam er auf die Schule und lernte in Einem fort und war ein dankbarer Jüngling und machte sich aus der Arbeit und dem Entbehren nicht viel und jetzt ist er ein berühmter Advokat in der Hauptstadt, den die Unterdrücker fürchten und die Unterdrückten zu ihrem Troste aufsuchen. Das, mein Kind! ist unser Bernhard. Wir nennen ihn unsern Bernhard, weil wir ihn lieb haben und er uns auch liebt.

Die zarte Seele des Mädchens wurde freudig be-

wegt. Das sah man an dem Leuchten der Augen. Sie hatte die schöne Eigenschaft des Menschen noch nicht eingebüßt, aufrichtig bewundern zu können. Sie stand einige Augenblicke wie nachsinnend am Tische, dann sagte sie: Ich liebe ihn auch. Dann verschwand sie rasch.

Jetzt sagt mir Euren Plan.

Richtig, den kann ich Euch jetzt sagen; jetzt wird es gehen. Ihr wißt ja, daß im nächsten Sommer in unserem Wahlbezirk eine Neuwahl Statt findet.

Da wird wohl der Brauer von Hochdorf wieder gewählt werden.

Er will aber nicht mehr gewählt werden: er hat es mir selber und meinem Schwiegersohn gesagt. Auch wissen es schon viele Landwirthe. Sie haben an meinen Schwiegersohn gedacht. Aber der kann nicht vom Geschäfte wegbleiben, es ginge zu viel zu Grund. Da muß unser Bernhard dran. Der ist der rechte Mann. Mein Schwiegersohn ist auch für ihn.

Das ist recht, Bärenwirth, da kann er im Großen der Advokat der Armen und der Schrecken der Unterdrücker werden. Ich denke auch, Bernhard ist das Holz zu einem Abgeordneten für unsern Bezirk. Er hat, wie er gezeigt hat, Kopf und Herz und Zunge auf dem rechten Fleck.

Margareth erschien wieder im Zimmer.

Geh, Margarethchen! sagte der Verwalter, trage diese Zeitungen in meine Wohnung, du weißt sie schon, und gib sie Marie und sag ihr, sie solle zu ihrer Mutter gehen und darin lesen. Ich komme erst in einer Stunde nach Hause.

Sehr gerne, Herr Verwalter! ich will nur ein Uebertuch holen.

Setz auch deine Wollhaube auf, Margareth! es ist gar kalt draußen.

Ach mich friert gar nie, Großvater! ich bin froh, daß ich hinauslaufen darf, und gar erst zu Jungfer Marie. Die habe ich gar zu lieb.

Nun, Margareth! eben die ist die Schwester unseres Bernhard.

Unseres Bernhard? — Das Mädchen hüpfte vor Freude darüber im Zimmer herum und zur Thüre hinaus.

3.

Marie und Margareth.

Marie saß in der Stube, die Hildegard bewohnt hatte und besserte schafwollene Strümpfe des Verwalters aus. Neben den Strümpfen lag auf dem Tisch ein Buch mit losen Blättern, theils beschrieben, theils mit Zeichnungen und Gemälden. Marie sah von Zeit zu Zeit eines dieser Blätter an. Da schellte die Glocke, Marie öffnete und Margareth trat ein, übergab die Zeitungsblätter und richtete ihre Botschaft aus.

Willst Du nicht einen Augenblick in die Stube eintreten, liebe Margareth! ich kleide mich rasch um, dann gehen wir zusammen fort.

Sehr gerne Jungfer Marie!

Sie traten in die Stube. Margareth sah ein Gemälde mit Wasserfarben auf dem Tische.

O! was habt Ihr denn da für ein schönes Bild? Jungfer Marie! Da ist ein hölzernes Haus auf dem Berge und daneben rechts ist Alles schwarz und darauf steht ein wunderschöner Regenbogen, der wie ein Ring aussieht, nur unten am Boden fehlt ein kleines Stück. Und vor dem braunen Hause stehen auf der grünen Wiese mehrere Menschen und sind gar sehr verwundert. Sagt Jungfer Marie! was stellt denn das vor?

Sieh Dir die Figuren näher an, Margareth! Du kennst gewiß eine von ihnen.

Ei freilich, Jungfer Marie! Der Mann da mit den hohen Stiefeln sieht ja wie mein Großvater aus!

Der ist es auch.

Und der andere Mann ist der Herr Verwalter, nur nicht so weißhaarig.

Richtig, Margareth! und der Knabe und das Mädchen?

Die kenne ich nicht. Doch wartet, das Mädchen sieht Euch ähnlich, Jungfer Marie!

Ich bin es auch; so war ich vor zwanzig Jahren.

So wart Ihr vor zwanzig Jahren?

Ja; ich war damals nicht viel größer als Du.

Aber viel schlanker seid Ihr gewesen, als ich bin. Neben Euch steht eine Frau, wer ist die?

Sie ist die Stiefschwester des Herrn Verwalters, sie ist schon gestorben. Sie hat mir gar viel Gutes gethan.

Den Knaben kenne ich nicht, er sieht Euch aber ähnlich.

Das ist der Bernhard, mein Bruder.

So! das ist der Bernhard! der berühmte Advokat, von dem die ganze Stadt voll ist? Jetzt wird er wohl auch so groß sein wie Ihr!

Was sagst Du: Von dem die ganze Stadt voll ist?

Freilich, da in diesen Zeitungen steht es. Der Herr Verwalter hat es herausgelesen und dann hat der Herr Verwalter gesagt: Er hat seine Sache gut gemacht — unser Bernhard. Dann holte der Großvater Wein aus dem Keller, dann sagte er mir selber, daß der Bernhard jetzt ein berühmter Advokat ist, von dem die ganze Stadt spricht.

Während das Mädchen so fort redete, suchte Marie in den Zeitungen nach und fand das Gesuchte. Dann ergriff sie in ihrem Entzücken Margareth und küßte sie herzlichst.

Du hast Recht, Margareth! da steht es wirklich. Das ist's, was ich der Mutter vorlesen soll. Komm, wir wollen gehen.

Ihr müßt mir aber noch früher sagen, Jungfer Marie! was dieses Bild bedeutet.

Das will ich noch mit Freuden thun mein Kind! Sieh, wir waren einmal in einem Gebirgsthale, nämlich Fräulein Hildegard und ich, weil sie krank gewesen war und sich erholen wollte. Da besuchten uns der Herr Verwalter, dein Großvater und Bernhard. Da gingen wir auf einen Berg, auf diesen Berg da. Da kam ein grausiges Gewitter von diesem Gebirg da, dem Wendelstein, herüber, wir flüchteten uns in das Bauernhaus. Das war ein schreckliches Gewitter! Als es über uns hingezogen war, gingen wir hinaus und sahen diesen herrlichen Himmelsring. Bernhard und ich wußten uns vor Erstaunen nicht zu fassen. Der Herr Verwalter sagte dann: Dieser Himmelsring ist ein Spiegelbild der milden Sonne. Und die guten Menschen sind Spiegelbilder Gottes.

Ach! jetzt verstehe ich, was das heißt: Der Mensch ist das Ebenbild Gottes.

Ganz recht. Wie der Regentropfen, wenn er in allen Farben glänzt, ein kleines Ebenbild der Sonne ist, so ist der Mensch, wenn er gut ist, Ebenbild des unsichtbaren Gottes. Und ich will Dir noch rasch etwas

sagen, Margareth! hier stehen solche schöne Ebenbilder Gottes. Dein Großvater, der Verwalter und Hildegard. Unser Bernhard wäre nicht geworden, was er ist, wenn dein Großvater und der Verwalter sich um ihn nicht so liebevoll angenommen hätten. Und ich wäre auch gar arm unter fremde Leute gekommen, wenn mich Fräulein Hildegard nicht zu sich genommen hätte.

O, das ist ein schönes Bild, Jungfer Marie! wer hat es denn gemalt?

Bernhard hat es gemalt, als er Student war. Jetzt wollen wir aber gehen, liebe Margareth! Was wird meine Mutter für eine große Freude haben, wenn ich ihr aus der Zeitung vorlese.

Marie küßte Margareth noch einmal, dann gingen sie zusammen fort, ihre beiden unschuldigen Herzen voll reinster Freude.

4.

Die Mutter und die Schwester des Advokaten.

Frau Bertha hatte ihren Laden geschlossen und saß bei ihrer Lampe und las. Sie hatte eben einen Brief erhalten. Marie trat ein und betrachtete das erheiterte Gesicht der Mutter mit innigster Freude.

Mutter! liebste Mutter! ich bringe Dir gute Nachricht von Bernhard. Sieh da in diesen Zeitungen steht von ihm. Ich will es Dir gleich vorlesen.

Bernhard ist Dir schon zuvorgekommen, liebste Marie! sieh da ist ein Brief von ihm; komm wir wollen ihn zusammen lesen. Dann liest Du mir aus der Zeitung vor.

„Liebste Mutter! Preis sei Gott unserm ewigen Befreier! ich habe den armen Angeklagten befreit. An das Mutterherz eile ich, damit es Theil nimmt an meiner Freude. Theilen Sie, liebste Mutter! Brief und Freude dem Herrn Verwalter mit. Ich bin mit Geschäften so überhäuft, daß ich ihm erst heute Nacht werde schreiben und ihm sagen können, daß ich tief empfinde, welchen Antheil er an meinem Erfolge hat. Tausend Grüße an Marie und Bertha, und an den Bärenwirth. Ich muß Dir in Eile doch noch Eines mittheilen, liebe Mutter! Eine unbekannte junge Dame, die der Gerichtsverhandlung beigewohnt hat, hat mir durch Fritz Korner eine schöne Demantnadel geschickt. Sie sagte:

dem Vertheidiger der Armen. Was sagst Du dazu? Lebe wohl, liebste Mutter! ich bin immer Dein dankbarer Bernhard."

Ja, Marie! Preis sei Gott unserm ewigen Befreier!

Ja, Mutter! Preis sei ihm! — Jetzt will ich Dir auch noch aus den Blättern lesen.

Marie las; die Mutter horchte still, die Hände in den Schoos gelegt, auf den von Zeit zu Zeit zwei Tropfen fielen. Sie verweilte in dem stillen Himmel, der über dem Getriebe und Glanz dieser nichtigen Welt sich aufthut für eine Mutter, wenn sie von einer guten kräftigen That ihres dankbaren Sohnes hört. In diesem Himmel hört der Unterschied der Stände auf, die Fürstin kann nicht seliger werden als die Wittwe des Tagschreibers; hier ist Mutter Mutter und Kind Kind! Nur in Dingen, die in die Sinne fallen, herrscht Unterschied, tiefer drinnen, im Geist und Herzen hört er auf. Preis sei Gott! er ist reiner Geist.

Die Mutter ist auch ein Weib; die Demantnadel interessirte sie nicht wenig.

Eine junge Dame hat also Bernhard eine Nadel geschickt, Marie!

Das kann ich mir gut erklären Mutter! wenn ich die junge Dame gewesen wäre, hätte ich es auch gethan.

Und wenn er Dich dann entdeckt hätte, Marie?

Dann würde ich auf die Entdeckung ausgegangen sein, wie es mit seinem Herzen steht.

Und wenn sein Herz für Dich geschlagen hätte, Marie?

Dann hätte ich es ihm nicht schwer gemacht, dieselbe Entdeckung bei mir zu machen, Mutter! und — ich würde eben sein Weib werden und ihn innigst lieben. Was würdest denn Du thun, Mutter?

Ganz dasselbe, Marie! und ich denke die junge Dame wird es nicht viel anders machen; ein Mädchen, das von einem solchen Manne um seines Geistes willen begeistert ist, ist schon ein Theil von ihm; sie gehört ihm schon an. Das Finden wird sich finden.

3.

Die Statue der Gerechtigkeit.

Das Finden wird sich finden, hatte Frau Bertha gesagt, und es fand sich.

Bernhard war in seiner Wohnung; es war schon Abend. Die Lampe brannte auf dem Tische, der mit Büchern und Schriften bedeckt war. Es waren erst einige Tage seit der Gerichtsverhandlung verflossen und er hatte schon ungewöhnlich viele und schwierige Arbeiten übertragen erhalten. Er las und schrieb; manchmal sah er seine Demantnadel nachdenklich an. Der Wunsch, die Geberin zu kennen, war schon ziemlich hoch gewachsen und stand in schönster Blüthe. Sein Freund Fritz hatte erklärt, daß er die Geberin nicht nennen dürfe; nichts wußte er, als daß sie eine junge Dame ist, die eine Demantnadel hergeben kann.

Da pochte es bescheiden an die Thür und auf seine Antwort: Herein! trat ein alter Mann in dürftigen aber reinlichen Kleidern ein. Er hatte eine alte Schachtel in der Hand.

Verzeihen Sie, Herr Doctor! daß ich Sie so spät aufsuche. Ich wollte Sie aber in Ihrer Wohnung treffen. Ich bin ein Freund des armen Tagschreibers, den Sie so kräftig vertheidigt haben. Ich habe der Gerichtsverhandlung beigewohnt und möchte Ihnen auch gerne ein Zeichen meiner Bewunderung geben. Ich habe mich früher

mit Figurenschnitzen beschäftigt und da habe ich noch diese Figur. Verschmähen Sie dieses kleine Geschenk nicht.

Er öffnete die Schachtel und stellte eine kleine Statue, die Gerechtigkeit vorstellend, auf den Tisch unter die Bücher und Schriften.

Bernhard dankte dem Greise herzlichst und betrachtete mit Wohlgefallen die ziemlich gut geschnitzte Statur.

Ich sage auch, wie das junge Fräulein Silberstein auf der Galerie von der Nadel gesagt hat: dem Vertheidiger der Armen.

Sie haben es also gehört, wie das Fräulein Silberstein das gesagt hat?

Freilich, ich stand hart neben dem Doctor, den die Armen so lieben, als das Fräulein Silberstein ihm die Nadel für Sie übergab. Mir schlug mein altes Herz in Freude, als ich hörte, wie ein so schönes und vornehmes Fräulein Sie gegen ihren Onkel, den alten Silberstein, den ich gut kenne, vertheidigte und dann so frisch und frei dem Doctor die Nadel gab und sich um den stolzen Onkel gar nichts kümmerte. Dieses Fräulein war es, das mir den Gedanken einflößte, ich sollte es wagen, Ihnen dieses Zeichen meiner Bewunderung zu bringen. Ich dachte: Zeichen ist Zeichen, Herz ist Herz.

Der Advokat hatte einen prächtigen Fund gemacht. Das Finden wird sich finden. Er lud den alten Mann zum Sitzen ein, nahm Wein aus dem Schranke und schenkte ihm ein. Er sprach mit ihm über seine Verhältnisse und lenkte dann das Gespräch auf Herrn Silberstein, weil der Greis gesagt hatte, er kenne ihn gut.

Er ist ein reicher Großhändler, sagte der Greis, er ist Wittwer und hat nur einen einzigen Sohn, der leider nicht sehr viel taugt. Er ist viel in der Gesellschaft des jungen Goldregen. Sein Vater sieht ihm zu viel nach, oder weiß wohl auch zu wenig um das Treiben des Sohnes. Dagegen ist aber das Fräulein, seine Nichte, ein Musterbild von einer jungen Dame. Sie ist eine Waise und lebt bei ihrem Onkel. Sie hat von ihren Eltern viel Geld geerbt, aber sie ist so bescheiden wie wenige. O wie viel thut sie den armen Familien in der ganzen Vorstadt! Wenn sie in die Armenschule kommt, ist immer großer Jubel unter den Kindern. Die Kinder sind auch gar stolz darauf, daß die schönste und reichste Dame der ganzen Vorstadt so freundlich mit ihnen ist. Schon öfter habe ich sagen gehört: Horch du! diese Schürze ist mir das allerliebste Stück, das hat Fräulein Mathilde selber gemacht. Dieses Krägelchen gebe ich ja nicht weg, so lang ich lebe, Fräulein Mathilde hat es mir selber umgebunden. Sie ist auch gar gescheidt; ein alter Commis bei Herrn Silberstein hat mir einmal gesagt, sie könne viele Sprachen und helfe ihm öfter fremde Briefe lesen. Das thut sie auch aus Güte, damit er nicht abgedankt wird. Er kann die neuere Schrift manchmal nicht gut lesen. Es wäre ewig Schade gewesen, sagt der alte Commis, um dieses Fräulein, wenn sie der junge Goldregen geheirathet hätte, wie ihr Onkel immer gewollt hat. Aber jetzt ist ihm, scheint es, die Lust vergangen. Sie haben ihm die Suppe versalzen. Das Fräulein wollte ohnehin nichts wissen, aber wer weiß, wie weit sie der Alte gebracht hätte, wenn die Gerichts-

verhandlung nicht dazu gekommen wäre. Ich denke, Fräulein Mathilde hat zwiefachen Grund gehabt, Ihnen die Nadel zu spenden . . .

So redete der alte Mann, vom Wein erwärmt, fort und wußte nicht, daß er den Advokaten Becher für Becher des köstlichen Getränkes einschenkte, die dieser fröhlich trank.

Geht die junge Dame viel in Gesellschaft? frug Bernhard.

Ich weiß es nicht, Herr Doctor! mir kommt aber vor, daß sie die frische Luft der Stubenluft vorzieht. In den kältesten Tagen geht sie nach Kronenburg auf den Weiher und läßt sich herumfahren oder fährt selber auf Schlittschuhen. Sie muß sehr abgehärtet sein. Ich habe sie selber schon spät Abends im Mondenschein auf dem Eise gesehen, als ich mit meinem Enkel dort war.

Die Flasche war leer, der Alte durchwärmt, er brach auf und ging nach herzlichem Abschiede von dem Advokaten nach Hause. Bernhard erbat sich die Erlaubniß, ihm in seiner Wohnung für das freundliche Geschenk noch einmal danken zu dürfen.

Bernhard war wieder allein.

Nachdem ich auf so unschuldige Weise zur Kenntniß des Namens der Geberin gelangt bin, werde ich ihr wohl auch danken dürfen, wenn es auf eine eben so ungesuchte Weise geschehen kann. Ich wollte ja längst schon auf den Kronenburgweiher Schlittschuh laufen. Das will ich morgen ausführen. Es ist ja Sonntag. Vielleicht sehe ich das jedenfalls interessante Fräulein. Meine

Schlittschuhe verrosten ohnehin, wenn ich sie nie benüze. Gut, das ist abgemacht.

Bernhard betrachtete hierauf die kleine Statue, die sich unter den Schriften und Büchern ganz schön ausnahm.

Der arme Greis weiß gar nicht, welche eindringliche Lehre er mir dadurch gemacht hat, daß er dich, Sinnbild der Gerechtigkeit! als Wächterin auf meinen Tisch hieher gestellt hat. Ein Armer hat die Gerechtigkeit auf meinen Tisch gestellt. Das will ich tief in meine Seele schreiben. Und damit ich es nie vergesse, sollst du so lang ich lebe, auf meinem Tische stehen und mir leuchten wie dieses Licht hier in der Finsterniß des Lebens. Wenn ich Dir je untreu werde, Geliebte meines Herzens von Jugend auf! so möge mein Licht verlöschen und mein Name in ewige Nacht versinken. Denn mich besonders gehen die Worte des großen Deutschen an: Wenn es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden gibt, ist es nicht der Mühe werth, daß Menschen auf ihr leben. Mit dir will ich also leben und sterben. Lob und Preis sei Gott, dem Herrn der Welten! Nur weil er ist, haben wir das Wissen um das, was recht und unrecht, gut und böse ist. Weil er uns anzieht wie der Magnet das Eisen, bestreben wir uns der Gerechtigkeit, damit wir ihm gefallen, der der allein Gerechte ist. Darum steht wohl auch von dem Besten aus uns geschrieben: Du hast die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, darum hat dich dein Gott gesalbt mit dem Oel der Freude vor allen deinen Genossen. Ein Tropfen

dieses Oels der Freude ist auch bereits auf mich gefallen; ich will mich desselben würdig erweisen. Wie eine zinnenhohe Mauer will ich vor den unterdrückten Armen gegen ihre Bedränger stehen und für die Gerechtigkeit streiten bis aufs Blut.

6.

Der Himmelsring auf der Felseninsel.

Am andern Tag war Sonntag. Weitum waren die Bäume bereift, der Himmel neblicht. Nachmittags aber kämpfte sich die Sonne durch und verklärte die Landschaft. Du hättest gedacht, du wärest auf einem anderen Planeten. Die Jugend strömte aus der Stadt gleich nach Tisch nach Kronensee auf den Weiher; gesetzte Leute folgten später, nach dem Kaffee. Der Weiher wimmelte von Schlittschuhläufern und Schlitten, in denen junge und ältere Damen und auch Kinder saßen. Die Schlitten wurden von gewandten Schlittschuhläufern geschoben. Da sah man viele Pelze und Müffe und Mäntel und rothe Gesichter. Dampfende Männer und stampfende Frauen und Mädchen am Ufer; dann Jünglinge und junge Männer, die kamen und für ihren leeren Schlitten um eine schöne oder doch liebe Last warben, sie einhüllten und dann wie der Blitz verschwanden — fort — fort hinauf gegen die Insel, weiter hinauf gegen den Wald, dann im Bogen herum und zurück zum Ufer. Bernhard fuhr allein auf dem Weiher herum; oft bestrich er das Ufer und forschte nach einem rothen Kinnbande, denn der alte Mann hatte im Gespräche über Mathilde erwähnt, daß sie in dem schwarzen Hute mit rothseidenem Bande den Kindern der Vorstadt ganz besonders gefalle. Aber er

sah kein rothseidenes Kinnband und fuhr wieder der Insel zu.

Mathilde stand aber schon am Ufer. Sie war nur nicht sichtbar, weil sie umringt wurde von mehreren Herren ihrer Bekanntschaft. Sie war in Gesellschaft einer befreundeten Familie gekommen. Mit Friederike, der Tochter, war sie im Institute gewesen. Der Bräutigam Friederikens, ein junger Kaufmann, war auch da und schnallte sich die Schlittschuhe an, um die Braut zu fahren. Einer der jungen Herren hatte einen Operngucker und sah auf den Weiher hinaus.

Er ist auch ein gewandter Schlittschuhläufer, sagte er wie zu sich selber.

Von wem sprichst du Ottmar? sagte sein Nachbar.

Ha, von dem armen Armenadvokaten, dem Bernhard Gärtner. Schade, daß er keinen Schlitten hat und des Tagschreibers blasses Töchterlein nicht da ist. Das gäbe ein schönes Bild. Den Vater hat er befreit, das Töchterlein könnte er fangen.

Mathilde, die das gehört hatte, wurde glühend roth vor Zorn.

Er kommt näher, sagte der Andere, er hat seine Dame gefunden. Siehst du! jetzt miethet er einen Schlitten. Bin doch begierig, wer die Auserkorene ist.

Wir wollen sehen, ob er eben so viel Geschmack als Beredtsamkeit hat. Sieh, er fährt zu uns her!

Kaum gesagt, war der Advokat bei der Gesellschaft, zog seinen Hut und frug, ob er die Ehre haben könnte, das Fräulein zu fahren.

Mathilde verneigte sich und setzte sich mit hochwal-

lendem Busen in den Schlitten. Sie wußte nicht recht, was mit ihr vorging. Fort war er mit ihr der Insel zu.

Hast du es bemerkt, Ottmar! wie ihr Auge leuchtete?

Sie ist ein verrücktes Wesen. Komm wir wollen eine Parthie Billard machen.

Ringsum waren die Bäume zart angehaucht vom Winterreif; dort am Ufer glänzten einige in der Sonne. Das grüne Eis war durchsichtig, der Himmel blau. Bernhard war schon bis zur ersten Insel gefahren und hatte noch kein Wort gesprochen. Er fuhr noch weiter hinauf, wo wenig Schlitten waren. Er trug die Nadel an seiner Brust. Er war beklommen. So schön hatte er sich Mathilde nicht gedacht. Sie saß wie eine Fürstin und doch zugleich wie ein Kind im Schlitten.

Sie kamen an eine zweite kleine Felseninsel. Da hielt Bernhard still, fuhr etwas vor, um der Dame ins Gesicht zu sehen, hielt sich mit einer Hand an der Lehne des Schlittens und sagte: Mein Freund, der Doctor Fritz Korner, hat es nicht gesagt, aber ich weiß es dennoch, daß Sie, mein Fräulein! mich durch dieses Geschenk ermuntert haben, unverdrossen an meinem Tagewerk zu arbeiten. Ich danke Ihnen dafür.

Mathilde sah den jungen blühenden Mann mit großen Augen, die ihre innere Bewegung verriethen, an. Sie sagte aber kein Wort. Sie hätte auch keines sagen können. Wohl aber gab sie ihm die kleine Hand und drückte die seinige, wie er die ihrige. Und wie es zwi-

schen zwei verwandten Seelen geht — es war Beiden, als wären sie von Kindheit auf bekannt gewesen.

Jetzt fahren wir an die Felseninsel dort, auf der die Bäume so goldig glänzen, sagte Bernhard wie ein froher Knabe, ist es Ihnen recht, mein Fräulein?

Natürlich, sagte Mathilde, ich möchte die Bäume auch gerne in der Nähe sehen. Sie spielen doch fast in allen Farben wie ein Regenbogen.

Aber ich habe einmal einen Regenbogen gesehen, sagte Bernhard mit der Treuherzigkeit eines lieben Knaben, die der Jungfrau durch die Seele ging, der war geradezu ein Himmelsring! Meine Schwester Marie sagte: das ist ja wie ein Himmelsauge.

Er hielt wieder stille im Fahren und stellte sich vor die erstaunte Jungfrau.

Wann war denn das? sagte sie neugierig.

Vor zwanzig Jahren, als ich auf der Lateinschule war.

Und wo war es denn?

Tief im Gebirge. Wir standen auf einer Höhe, dem Wendelhorn gegenüber, von dem das Hochgewitter kam, dann sahen wir im Osten den Himmelsring, der Himmel und Erde wunderbar schön verband. Ja! es war, wie Marie meinte „ein sanfter Blick des Himmels auf die Erde."

Wie er das sagte, sah er mit seinen großen klugen kindlichen Augen in die hellbraunen Augen Mathildens, daß sie wie verzaubert an ihm hing. Sie war mit einem Himmelsring mit ihm verbunden.

Ich will nicht mehr im Schlitten fahren, sagte sie,

ich habe auch Schlittschuhe in diesem Körbchen, ich kann auch fahren und wir fahren miteinander um die Felseninsel. Damit öffnete sie ein zierliches Körbchen und zog feine kleine Schlittschuhe heraus, die mit Federn zu befestigen waren. Im Nu waren sie angelegt und Bernhard half ihr aufstehen. Sie stützte sich auf seine Schulter. Den Schlitten ließen sie stehen und fuhren zur Felseninsel.

Und wer war denn bei Ihnen, als sie den prachtvollen Himmelsring sahen? frug sie wie ein neugieriges Mädchen.

Mein lieber Verwalter, seine Schwester, meine Schwester Marie und der Bärenwirth.

Und der Bärenwirth! sagte sie heiter lächelnd und ihm ins Gesicht schauend, wie kommt denn der Bärenwirth zum Himmelsring? Bärenwirth und Himmelsring! Mathilde wollte Bernhard sprechen hören, darum griff sie den Bärenwirth auf.

Mein Fräulein! sagte Bernhard ernst, der Bärenwirth und der Himmelsring reimen sich vortrefflich zusammen. Der Himmelsring, sagte damals mein theurer Verwalter, ist ein Spiegelbild der Sonne, der edle Mensch ist Spiegelbild Gottes; und der Bärenwirth ist ein edler Mann. Brummig wie ein Bär war er mit den stolzen Menschen und mit mir dem armen Knaben war er so sanft wie ein Lamm. Ich liebe den Bärenwirth.

Ich liebe ihn auch.

Kindlich schwäzend fuhren sie um die Insel herum. An einem Landungsplatze angekommen machte Bernhard den Vorschlag, die Höhe der Felseninsel zu besteigen. Mathilde

war einverstanden; flugs waren die Schlittschuhe entfernt Bernhard half Mathilden, trug dann die Schlittschuhe und sie wanderten frisch den Felsenhügel hinan, von wo aus man die herrlichste Aussicht auf den Weiher, das Schloß, die Wälder, die Thäler und Berge genießt. Sie standen unter vergoldeten Silberbäumen, hoch über ihnen das tiefblaue Firmament, im Osten die blasse Mondsichel.

Hier war es, wo sich das Finden zweier sich einander suchender Herzen vollends gefunden hat.

Nach längerem Gespräche zog Mathilde einen goldenen Ring vom Finger, und gab ihn Bernhard und er that dasselbe.

Jeder der beiden Ringe war ein Himmelsring, denn er spiegelte ein lichtreines Herz und verband zwei Geisteswelten durch die Liebe.

7.

An den Leser.

Mit einem Himmelsringe auf dem Berge habe ich den zweiten Theil dieser Erzählung beschlossen, so soll denn auch der dritte Theil mit einem Himmelsringe auf der Felseninsel bei Kronenburg schließen.

Auf dem dunklen Grunde der Noth des Lebens erhebt sich der Himmelsring aus edlen Menschen, in denen jenes reine wandellose schattenlose Licht sich spiegelt, von dem wir lesen, daß es die Quelle aller Lichter und aller guten Gaben ist. Dieses reine Licht kann Jeder spiegeln, wenn er will, und kann somit ein Theil des höchsten Himmelsringes auf der Erde sein. Wie sich im ärmsten Regentröpflein, wenn es einen dunklen Hintergrund hat, wundervoll die ganze Sonne spiegelt, so kann gar jeder arme Mensch Gott, das ewig schöne Licht, durch Wohlthun an seinem ärmeren Bruder wunderherrlich spiegeln. Und wenn jeder Deutsche das auf seinem Platze thäte, was der Verwalter, Bernhard, der Bärenwirth und die anderen edlen Menschen in meiner Erzählung auf dem ihrigen gethan haben, dann würde das deutsche Volk den schönsten Himmelsring erzeugen, den wir uns denken können.

Auch magst Du aus dieser Erzählung sehen, lieber Leser! wie aus Kleinem Großes werden kann, wenn Verstand und Treue bei dem edlen Wirken ist. Der Verwal-

ter nimmt ein armes Reis, den kleinen Bernhard, und steckt es in seinen Garten und es wächst und wird ein Baum, der gar vielen müden Wanderern Schatten giebt.

Preis sei Gott, dem Licht der Lichter! denn nur durch ihn sind Lichter und durch diese Lichter Himmelsringe möglich.

ter nimmt ein armes Reis, den kleinen Bernhard, und steckt es in seinen Garten und es wächst und wird ein Baum, der gar vielen müden Wanderern Schatten giebt.

Preis sei Gott, dem Licht der Lichter! denn nur durch ihn sind Lichter und durch diese Lichter Himmelsringe möglich.

IV.

Der Volksvertreter.

1.

Zwei Radicale.

Bernhard war Landtagsabgeordneter für den Wahlbezirk Rothstadt und die umliegende Gegend geworden. In vierzehn Tagen sollten die Kammern tagen. Es war an einem milden Herbstnachmittage, da saß Bernhard mit dem alten Verwalter im Garten. Sie waren in ein eifriges Gespräch vertieft.

Du hast Recht, Bernhard! daß du von der Halbheit und Pfuscherei nichts wissen willst, das Uebel muß radical behandelt werden. Was nützen dem armen Volke schöne Reden und glänzende Vorschläge, die nicht auszuführen sind. Man muß nur solche Pläne im Kopfe tragen und aussprechen, die man in der nächsten Stunde zu verwirklichen anfangen kann. Man muß nicht überreden sondern durch Beweise überzeugen wollen und der beste Beweis ist die That. Ich selber habe in meinen jüngeren Jahren immer großartige Pläne im Kopfe herumgewälzt, bin aber nicht zum Handeln gekommen, weil ich nicht wußte, wo anfangen. Ich habe den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen. Das Kleine war mir zu geringfügig und zum Großen reichten meine Kräfte nicht. So blieb es beim Speculiren und Wünschen und wäre auch zeitlebens dabei geblieben, wenn mir der Bärenwirth nicht auf die kleine wirkliche Wirklichkeit die Nase gestoßen hätte.

Und durch Sie, lieber Vormund! belehrt will auch ich an die kleine Wirklichkeit anknüpfen und auf derselben weiter arbeiten. Was halten Sie denn von den Arbeitervereinen, die gegenwärtig bestehen und sich gegenseitig bestreiten?

Das will ich dir gleich sagen Bernhard! Beiden fehlt dasselbe, nämlich die Hauptsache; sonst haben beide viel Gutes an sich.

Der Verein des Lassalle hebt einseitig das Allgemeine hervor und verkümmert die persönliche Freiheit und Selbstständigkeit; der Verein des Schulze-Delitsch betont die Selbstständigkeit der Person, aber diese Person ist für sich selber und auch in Verbindung mit anderen gleichartigen Personen zu dürftig, um die Noth zu überwinden. Nach meiner Ueberzeugung müssen die Arbeiter und der Staat zusammenhelfen, um das Elend zu heben. Die Arbeiter allein können sich nicht gründlich helfen und wenn der Staat allein wirken soll, so geht die Selbstständigkeit und Freiheit des Arbeiters ganz zu Grunde. Ja ich sage noch mehr; es muß sogar jede Kirche im Staate zur Lösung der Frage das Ihrige beitragen.

Was den Staat angeht, so ist das Erste und Nothwendigste, daß er mit unbeugsamer Strenge die Gerechtigkeit schützt und ausübt. Thut er das nicht, dann wirkt er offenbar zum Verderben der Menschen mit.

Du hast Recht, Bernhard! und ich füge noch bei, er muß nicht blos das leuchtende Vorbild der Gerechtigkeit sein, sondern er muß auch dahin wirken, daß das Rechtsgefühl allen Staatsangehörigen Mark und Bein durchdringe.

Wie soll er das bewirken?

Durch Erziehung, Bernhard! Der Staat muß seine jungen Bürger für die Gerechtigkeit erziehen. Da siehst du, wie wir auf die Wurzeln kommen.

Also will ich als Radicaler auf die Erziehung zur Gerechtigkeit hinwirken. Wir müssen darauf dringen, daß die Schule auf diesen Punkt ein größeres Gewicht legt. Aber was soll der Staat mit den Erwachsenen beginnen?

Er muß erstens der Ungerechtigkeit, wo sie immer hervorbricht, wie eine Mauer wehren, dann weiter durch sein Beispiel und weiter noch durch alle ihm zu Gebote stehenden geistigen Mitteln den Sinn für Gerechtigkeit einpflanzen, pflegen und erhöhen. Wenn der Arme tief vom Gefühle der Gerechtigkeit durchdrungen ist und zugleich weiß, daß ihm immer und überall Gerechtigkeit wird, ist seine Noth schon halb gewendet. Um so mehr, wenn man dazu nimmt, daß auch die Reichen und Mächtigen von demselben Gerechtigkeitssinne erfüllt sind. Wenn in einem Gemeinwesen keine Ungerechtigkeit mehr aufkommen kann, dann ist gar viel gewonnen. Der Abgeordnete des Volkes hat daher schon in dieser Beziehung eine schwierige aber schöne Pflicht. Wie ein Nachtwächter muß er herumgehen und nachsehen, ob der Staat die Gerechtigkeit im Kleinen und Kleinsten ausübt, schützt, lehrt und verbreitet. Gesetze geben ist nicht genug, es muß darauf gesehen werden, daß sie im kleinsten Kreise auch strenge befolgt werden. Darum muß der Volksvertreter dem Volke ganz angehören, es verstehen und in die kleinsten Kreise mit strengem und freiem Auge hineinschauen.

Wen Rücksichten hemmen, der kann kein Volksvertreter sein. Die Gerechtigkeit muß ihm näher stehen als Weib und Kind. Sehr hat mich erfreut, daß du einmal öffentlich mit Kant ausgesprochen hast: Wenn es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden gibt, dann ist es nicht der Mühe werth, daß Menschen auf ihr leben.

Und das Wort hat gezündet, lieber Vormund! einige Tage nachher hat mir ein Mann aus dem Arbeiterstande eine Statue der Gerechtigkeit, die er selbst geschnitzt hatte, auf meinen Arbeitstisch gestellt.

Da siehst du Bernhard! daß das Gerechtigkeitsgefühl in eines jeden Menschen Herzen schlummert; es bedarf nur der Weckung und Erziehung.

2.

Justitia fundamentum regnorum.

Eines Tages sah Bernhard einen Arbeiter vom Lande mit seinem Knaben vor dem Ständehause stehen und bemerkte, wie der Vater sich abmühte, dem wißbegierigen Knaben die Aufschrift über dem Portale zu lesen: Justitia fundamentum regnorum.

Bernhard blieb stehen und horchte ihnen zu. Fundamentum brachte der Arbeiter heraus.

Es heißt Fundament, sagte er zum Knaben, das heißt, die Grundfeste. Du hast es schon öfter gesehen, Friedrich! wenn wir die Grundsteine zu einem Hause eingemauert haben. Die Inschrift da muß sich auf die Grundfesten dieses Gebäudes beziehen. Vielleicht zeigt sie an, wer den Grundstein zu dem Gebäude gelegt hat.

Was ist denn das für ein Gebäude Vater?

Das ist das Parlament, mein Junge, sagte ein Mann, der eben in das Haus gehen wollte.

Was heißt das auf deutsch, mein Herr? frug der Vater.

Sprechhaus, erwiederte der Mann, weil sie in diesem Hause viel sprechen und wenig handeln. Es ist das Haus der Abgeordneten.

Damit ging der Mann fort. Er sah finster aus. Der Arbeiter sah ihm verwundert nach.

Da trat Bernhard zu den beiden und sagte zum Knaben:

Du möchtest die Inschrift da oben wissen, mein Junge! ich kann sie dir sagen. Sie heißt auf deutsch: Die Gerechtigkeit ist die Grundfeste der Königreiche, eigentlich der Reiche überhaupt, das heißt überall, wo regiert wird, sei es einfaches Bürgerhaus, oder ein Königreich.

Die Augen des Arbeiters leuchteten auf.

Das merk Dir, Friedrich! sagte er zum Knaben und vergiß es nicht, damit du es daheim aufschreiben kannst. Das ist ein Kapitalspruch.

Schade, mein Herr! daß er nicht deutsch da steht, das würde dem gemeinen Manne viel nützen.

Wie so?

Ha, erwiederte der Arbeiter, es würde gar Viele geben, die darüber nachdenken würden. Wenn die Grundfesten eines Hauses oder eines Königreiches die Gerechtigkeit ist, dann ist in demselben wenigstens sicher wohnen. Diesen Spruch sollte man auf jedes Haus schreiben.

Und in jedes Mannes Herz, mein Herr! dann wäre viel gewonnen.

Ihr habt tausendmal Recht, mein Herr! Merk dir das auch, Friedrich! und schreib es daheim auf.

Weißt du auch, Junge! sagte Bernhard, was die Gerechtigkeit ist?

Der Knabe wurde roth.

Ich denke, er sollte es wissen, sagte der Vater. Sag dem Herrn, was du weißt.

Was du nicht willst, daß man dir thu, das füg auch keinem Andern zu, sagte der Knabe.

Getroffen, mein Junge! das ist das Fundament der Familie und des Staates. Darum muß man die Gerechtigkeit vertheidigen und schützen, wie die Grundmauern eines Hauses. Brennt auch das ganze Haus durch Unglück nieder, wenn nur die Grundmauern stehen bleiben, so ist es nicht schwer, es wieder aufzubauen. Sind aber die Grundmauern zerstört, dann geht es schlimm.

Wahr ists, sagte der Arbeiter, und alle Schönheit im Haus ist nichts, wenn die Grundfesten nichts werth sind.

Und alle Macht und Pracht eines Staates ist werthlos, sagte Bernhard, wenn die Gerechtigkeit nicht das Fundament desselben ist. Seht, darum ist dieses Gebäude so wichtig. In demselben sitzen die Wächter der Gerechtigkeit für unser ganzes Königreich. Es ist das Wachthaus der Gerechtigkeit.

So laß ich mir's gefallen, sagte der Arbeiter, nicht Sprechhaus, wie es der Herr vorhin genannt hat. Das Sprechen ist auch im Haus nicht die Hauptsache, sondern das Wachthalten.

Ihr habt Recht. Jedes Haus im Königreich sollte ein Wachthaus der Gerechtigkeit sein, dann brauchten wir nicht so viele Gefängnisse und Schergen.

Das sollten die Männer da drinnen durchsetzen, sagte der Arbeiter.

Das können sie allein nicht, mein Herr! das Volk muß ihnen helfen. Jeder muß in seinem kleinen Kreise dasselbe durchzusetzen suchen, dann geht es, sonst nicht.

Ihr sollt mit mir nicht umsonst geredet haben, Herr! ich will mein Häuschen zu einem Wachthaus der Gerechtigkeit machen und dann will ich noch etwas thun.

Was?

Ich will den Jungen da zu einem tüchtigen Wächter der Gerechtigkeit erziehen. Er hat viel Talent, wie Ihr merkt. Wenn ich gesund bleibe, werden die Mittel nicht fehlen.

Ihr habt Euch wohl schon einiges Vermögen erworben?

Ja.

Wodurch?

Der Arbeiter wies dem Advokaten zwei hornhäutige große Hände. Bernhard nahm die rechte Hand desselben und schüttelte sie kräftig.

Aber ich darf dabei meines Vaters nicht vergessen, sagte der Arbeiter, das wäre undankbar. Er hat mich ein geheimes Mittel gelehrt, etwas zu erübrigen.

Darf ich es wissen?

Er hat mir alle Tage bei der Morgensuppe leise ins Ohr gesagt: Möglichst wenig brauchen und möglichst viel leisten, dann bist du ein ganzer Herr. Seht, das ist die geheime Kunst, die mir mein Vater beigebracht hat, diese übe ich nun seit dreißig Jahren aus und sie hat mich nicht sitzen gelassen, darum pflanze ich sie auch auf meinen Jungen da fort.

O! sagte Bernhard, pflanzt diese geheime Lebenskunst in die Herzen aller Eurer Mitarbeiter!

Ja, das geht nicht, mein Herr! ich habe es schon versucht. Sie geben mir schon Recht, aber sie packen

nicht an. Sie sind schon zu verwöhnt. Diese Kunst muß von früher Jugend auf ausgeübt werden. Dazu kommt noch das schlechte Beispiel.

Wahr, sagte der Advokat, der Mensch muß von Jugend auf dazu erzogen und gewöhnt werden, später geht es schwer oder gar nicht mehr. Ihr habt viele Arbeiter kennen gelernt, sagt mir, wie es im Allgemeinen steht?

Ha, sagte der Mann, ich habe nach meinem Spruch die Eintheilung gemacht. Ein Theil leistet viel und braucht viel, ein Theil leistet wenig und braucht wenig, ein Theil leistet wenig und braucht viel und ein Theil leistet viel und braucht wenig. Ich will aber damit meinen Stand nicht herabsetzen. Wo es fehlt, hat es an der Erziehung, am Fundament gefehlt und die hängt nicht allein von den armen Eltern ab, die dem Erwerb nachgehen müssen.

Bernhard sah nachdenklich vor sich hin. Sein Blick fiel auf die Inschrift: Die Gerechtigkeit ist das Fundament der Reiche.

Ist die Gerechtigkeit das Fundament der Reiche, so ist Erziehung das Fundament der Freiheit.

Ich muß jetzt gehen, sagte er dann zum Arbeiter, hier habt Ihr meine Karte, auf der meine Wohnung steht, kommt zu mir zu Tisch mit Eurem Knaben, ich will ihn näher kennen lernen. Um zwölf Uhr essen wir. Ihr dürft Euch nicht bedenken, ich bin auch ein Arbeiter und verdiene mir mein Brod wie Ihr.

3.

**Alles kann der Edle leisten,
Der's versteht und recht ergreift.**

Montag Morgen war es, als ein junger Arbeiter aus seinem Bette sprang, sich rasch wusch, ankleidete und aus dem Hause ging. Er war Gehülfe in einer Holzwaarenfabrik. So schnell war er fortgegangen, daß er seiner Mutter und Schwester nur einen flüchtigen Morgengruß geben konnte.

Die Mutter sah ihm noch über den Hof nach und kehrte dann kopfschüttelnd in die ärmliche Stube in einem Hinterhause zurück.

Was wohl heute los ist, sagte Agnes, die Schwester, daß Stephan so früh ausgegangen ist. Er ist doch sonst am Montag nie aus dem Bette zu bringen gewesen.

Er ist gestern Nachts auch früh nach Haus gekommen.

Vielleicht ist er unwohl?

Sieht nicht darnach aus, Agnes! und ich habe ihn heute schon in aller Frühe für sich hinsingen gehört.

Ach! vielleicht haben die Kameraden wieder eine Landparthie verabredet und verjubeln heute noch ihre Paar übrigen Groschen. Je mehr sie verdienen, desto weniger haben sie.

Und verwüsten dazu noch die goldene Gesundheit, sagte die Mutter und seufzte, den alten wackeligen Tisch

zurechtrückend. Sein Vater war leider auch so, darum hat er so früh hinaus gemußt auf den Friedhof.

Soll ich auf Mittag für Stephan mit dem Kochen antragen, Mutter?

Doch, Agnes! vielleicht kommt er doch heim. Er kann auch in Geschäften so früh ausgegangen sein. Wenn er nur nicht mit seinem bösen Geiste, dem Wilhelm, zusammenkäme, der hat viel Schuld auf sich.

Der ist nicht hier, Mutter! er ist gestern früh zu einem Sängerfest nach Blaumbach gefahren und kommt erst heute Vormittag zurück. Nach Tisch wird er wohl zu uns kommen, um Stephan abzuholen.

Zwölf Uhr schlugs vom Thurm und Stephan trat in das Stübchen.

Grüß dich Gott, Mutter! Grüß Gott Agnes! wie steht's mit dem Essen, ich habe guten Appetit.

Das freut mich Stephan, sagte die Mutter, und sah ihrem Sohne ins Gesicht, um zu erforschen, ob er in Bierlaune oder nüchtern so spreche.

Seine Augen waren hell und klar. Das Mutterherz durchzog ein warmer Himmelshauch.

Bring die Suppe, Agnes! daß Stephan nicht lang warten darf. Wo kommst du denn her Stephan?

Von der Arbeit, Mutter!

Du bist heute schon früh ausgegangen. —

Morgenstund hat Gold im Mund, Mutter! ich bin in die Arbeit gegangen und habe mir zwei Groschen mehr verdient.

Ich habe dich heute schon in aller Frühe singen gehört, Stephan!

Ich habe ein neues Lied gelernt, Mutter! soll ich es dir sagen?

Wenn es ein anständiges Lied ist, Stephan! dann höre ich es wohl gerne.

Horch Mutter!

Säume nicht Dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift!
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

Dieses Lied singe ich jetzt jeden Morgen, wenn ich an die Arbeit gehe.

Das ist freilich ein vornehmes Lied, Stephan, wo hast du das her?

Gestern in der Volksversammlung habe ich den Text gehört, die Melodie muß ich mir selber dazu machen, hat er gesagt.

Wer?

Nun Er! — Ach, ich vergaß, daß Ihr nicht dort gewesen seid, denn dann hättet Ihr nicht gefragt. O Mutter! das ist ein Mann, der kann reden, daß es Einem durch Mark und Bein geht. Bald ist's, wie wenn dich ein eiskalter Nordwind bis ins Herz hinein zittern gemacht hätte und bald wieder, als wenn ein sanfter Morgenwind alle Deine Glieder stärkte. Und er ist ein Mann aus dem Volk, Mutter! Der kennt unsere Noth und weiß, wie man zum Volke spricht. Er ist ein ganzer Radicaler und hat mich auch zu einem Radicalen gemacht.

Ein Radicaler! Stephan! rief Agnes aus, und du willst auch ein Radicaler werden! O wie wird dir das in deinem Fortkommen schaden!

An der Thür wurde geklopft.

Wilhelm, ein Arbeiter in einer Farbenfabrik, trat ein. Mutter und Tochter räumten den Tisch ab und zogen sich in die Küche zurück.

Horch! sagte die Mutter, ich bin begierig, was jetzt geschieht. Der Wilhelm will ihn gewiß zur Musik auf den Keller mitnehmen.

Du bist gestern eben nicht da gewesen Wilhelm! und hast den Redner nicht gehört, sonst gingest Du vielleicht auch heute nicht auf den Keller, sondern in die Fabrik.

Nun was hat denn der Redner gesagt? War es nicht der famose Advokat, vor dem die Fabrikherrn so viel Respekt haben, wie die Kinder vor der Ruthe? Der wird doch hoffentlich für Freiheit der Arbeiter gesprochen haben?

Ja, für radicale Freiheit hat er gesprochen und darum gehe ich heute in die Arbeit, weil ich ein Radicaler geworden bin und radical frei sein will. Wenn die Freiheit nicht tief im Menschen wurzelt, sagte er, so ist die äußere Freiheit wie ein Titel ohne Mittel, eine vergoldete Nuß ohne Kern, ja sogar wie Schnaps, der elend macht. Soll die Freiheit etwas werth sein, so muß sich der Mensch dieselbe erringen durch radicale Arbeit von Unten herauf.

Ha, der hat sich's bequem gemacht; er hat ja wie ein Fabriksbesitzer oder wie ein Baron gesprochen!

Da sieht man's, daß Du nicht dabei gewesen bist. Wir wollen, sagte er, den Adel nicht abschaffen, aber einen neuen aufbringen, den Adel der Arbeit, und den kann jeder erreichen. Auch wollen wir uns selber reich

machen. Reich ist der, welcher mehr hat, als er braucht, und das kann man erreichen, wenn man möglichst wenig braucht und möglichst viel leistet. Genuß macht ohnehin gemein. Weil der Arbeiter nun einmal arbeiten und entbehren muß, so soll er aus der Noth eine Tugend machen, er soll arbeiten und entbehren wollen, dann ist er eine Excellenz mit einem hellleuchtenden Sterne, nicht auf, sondern in der Brust.

Vor einer solchen Excellenz, sagte er, neigt sich mein Geist, vor einer anderen nur mein Haupt.

Das wäre Alles recht schön, aber da ist es mit dem Vereinswesen aus, es muß jeder Arbeiter in der Fabrik arbeiten und dann fein zu Hause bleiben und entbehren.

Nein, so ist es nicht. Wir sollen uns das Leben erträglich machen, sagte er, wie es vernünftigen Wesen zusteht, wir sollen uns auch vereinigen, um wie eine zinnenhohe Mauer für die Gerechtigkeit und Freiheit zu stehen und dem jüngeren Geschlechte zu zeigen, was es Herrliches ist, wenn radicale Männer einen Bund geschlossen haben für Freiheit, Recht und Sittlichkeit. Und sollte dann unser Recht gekränkt werden, dann sollten wir uns an ihn wenden. Es solle ihm sein rechter Arm verdorren und seine Zunge ihm am Gaumen kleben bleiben, wenn er je das Recht der Armen versäumen sollte.

Ich hätte ihn wirklich hören mögen. Du bist ja ganz begeistert.

Nicht ich allein, Wilhelm! er hat Mehrere aus dem Dusel geweckt. Du hättest es hören sollen, wie er unsere Zukunft mit dem ersten Morgenglühen und unsere Gegen-

wart mit einem Schlaf verglichen und dann mit mächtiger Stimme gesagt hat:

Wunsch um Wünsche zu erlangen
Schaue nach dem Glanze dort!
Leise bist Du nur umfangen
Schlaf ist Schale — wirf sie fort.

Geh nicht auf den Keller, Wilhelm! geh mit mir an die Arbeit. Es ist Ein Uhr.

Und Wilhelm ging mit ihm an die Arbeit, er wollte auch ein Radicaler werden.

Die Mutter hatte das Gespräch gehört; als sie in die Stube trat, nachdem die jungen Männer fortgegangen waren, setzte sie sich an den Tisch und weinte still vergnügt für sich hin, trocknete von Zeit zu Zeit mit ihrer blauen Schürze das Gesicht, und segnete mit ihrem besten Segen den radicalen Advokaten, der ihren Stephan zu einem Radicalen gemacht hatte.

Lob und Preis sei Gott, dem Herrn der Welten! unserem radicalen Befreier! der sich in solchen Radicalen spiegelt! —

4.

Drei Handwerksburschen.

Es war ein sonniger Augustvormittag, an dem ein einsamer Wanderer hoch im Gebirge unter dem tiefblauen Himmel auf würzigem Grase dahinging und unzählige Heuschrecken aufschreckte, die schnarrend durch die warme Luft stürzten.

Der Wanderer war Bernhard; er wollte einige Tage in den Bergen herumgehen, um Land und Leute kennen zu lernen. Er war heute früh aus einem kleinen Bergwirthshause aufgebrochen, und nun schon mehrere Stunden tapfer gegangen. Der Weg war einsam, hie und da war ein Heustadel und in der Ferne eine Alphütte zu sehen, von der man das Läuten der Kuhglocken hören konnte. Rechts zog sich ein einsames Thal bis in die blendenden Gletscher hinein; links erhoben sich graue Felsenwände und gerade aus führte der Weg über einen hohen Sattel in ein tiefes Thal mit einigen Dörfern.

Bernhard ging diesen Weg, er wollte Nachmittags noch das erste Dorf erreichen.

Wo sich einige Wege vereinigen, stand ein alter Wegweiser neben dürren moosbewachsenen Fichten und ungeheuren Felsentrümmern. Unter dem Wegweiser standen drei Handwerksgehülfen, die sich Feuer für ihre Pfeifen mittheilten und über ihre verschiedenen Wege sprachen. Zwei derselben sahen ziemlich verkommen aus. Sie be-

trachteten den sich nähernden Wanderer und einer derselben sagte halblaut: Hollah! der kann uns einen tüchtigen Zehrpfennig geben. Haltet nur Stand!

Bernhard ahnte die Gefahr, in die er gerathen war, er vertraute aber seiner Fertigkeit mit Menschen aller Sorten umzugehen. Er rief ihnen zu: Heda, Kameraden! geht nicht fort, ich brauche auch Tabakfeuer.

Die Gesellen lächelten.

Bernhard trat zu ihnen und zog eine Holzpfeife aus der Tasche.

Ihr werdet mir wohl eine Pfeife voll Tabak geben, Wanderer müssen zusammenhalten.

Nun, sagte der eine von den zwei Lumpen, auf das kommt es uns auch nicht an, da hast Du mein Päckchen, stopf Dir ein.

Bernhard stopfte sich die Pfeife; der andere zog unterdessen mehrere Zündhölzchen aus seiner Westentasche, um auf seinen Beinkleidern Feuer zu machen.

Halt! Kamerad, sagte Bernhard, wie verschwenderisch gehst Du mit den Zündhölzchen und mit Deinen Hosen um, und gar erst hier, wo weit und breit kein Haus ist! Ein Hölzchen thuts auch und streich's auf dem Stein da, es ist ja ganz windstill; einen Fidibus kann ich machen. So! schön Dank für die Gefälligkeit. Jetzt ists an mir, mitzutheilen. Euch sieht der Durst bei den Augen heraus.

Der versteht's! sagte Einer und winkte mit den schwarzen kleinen Augen den Andern zu.

Bernhard zog ein umflochtenes Fläschchen aus der Rocktasche und reichte es dem Schwarzen.

Das ist gutes Kirschwasser Freund! wie Du noch keines getrunken hast. Aber Wasser müssen wir haben, sonst löscht es den Durst nicht und daß der Tropfen auch fein redlich vertheilt wird; ich will auch meinen Theil davon haben. Ich bin vor einem Wässerchen vorbeigegangen, es ist nicht drei Minuten von hier, da wollen wir hingehen. Ich habe da einen Kautschukbecher.

Da saßen sie und erfrischten sich.

Zu beißen habe ich nichts, sagte Bernhard, aber dafür will ich Euch die Zeche im Wirthshaus heute zahlen. Mit einem halben Gulden, denke ich, kann der Mann zufrieden sein.

Es geht, sagte der Schwarze.

Es geht, sagte der Andere.

Es geht schon, sagte der Dritte.

Da ist der halbe Gulden. Jetzt aber müssen wir auch erzählen, wie es Brauch ist.

Was hast Du für ein Metier Kamerad?

Ein Schneider!

Woher Kamerad?

Aus Graz.

Und Du Kamerad! woher?

Auch daher.

Metier?

Ein Bäcker.

Und Du, Kamerad! Metier?

Ein Kammmacher.

Woher?

Aus Ulm. Und Dein Metier?

Ein Advokat.

Ihr seid wohl alle drei schon lang auf der Wanderschaft?

Just vier Wochen.

Ja, da kommt man freilich in Geld und Kleidern herab und wird manchmal grimmig, wenn sich gar nichts aufthut. Erst hungert man, dann bettelt man und endlich denkt man aus Verzagtheit an allerlei Mittel und Wege. So ein armer Teufel hat einen schweren Kampf durchzukämpfen, von dem die reichen Leute nichts wissen.

Die drei Gesellen wurden nachdenklich. Der jüngste verzog sein Gesicht, als ob er Thränen zurückdrängen wollte.

Der Kukuk hols! sagte der Schneider. Ja es ist ein Elend. Ist man einmal mit der Montur herunter, so will's nicht mehr gehen, daß man Arbeit bekommt. Man wird für einen Lumpen angesehen und —

Und allmälig wird man auch etwas lumpicht, wie Einer krank wird, den man immer als Kranken behandelt.

So ist es! riefen alle drei wie aus Einem Munde. Der versteht's!

Horcht, ich kann Euch vielleicht unter die Arme greifen, das Weitere hängt dann von Euch selber ab. Ich kann Euch Arbeit verschaffen.

Das wäre freilich schön, sagte der Schwarze, ich wäre jetzt des Herumwanderns satt.

Ich auch.

Ich auch.

Nun gut, sagte Bernhard, zwei von Euch kann ich in Rothstadt unterbringen und Einen in der Residenz. Ihr solltet mir aber keine Schande machen.

Soll nicht geschehen.

Der Advokat nahm einige Blätter aus seiner Brieftasche, frug jeden der Gesellen um seinen Namen und schrieb dann einige Zeilen mit Stift nnd gab Jedem ein Blatt.

So, sagte er, das langt. Meine Adresse werdet Ihr bei den Männern erfahren, an die ich Euch schicke. Hier hat auch Jeder von Euch zwei Thalerscheine Reisegeld, damit Ihr nicht fechten gehen dürft. Ihr könnt sie mir wieder zurückzahlen. Ich will Euch auch noch ein geheimes Mittel sagen, nicht mehr in solche traurige Lage zu kommen. Es heißt: Möglichst wenig brauchen und möglichst viel leisten. So, Kameraden! frisch auf! lebt wohl! Es lebe die Arbeit! Ehrt den König seine Würde — So ehret uns der Hände Fleiß.

Damit war Bernhard dahin.

Die Handwerksburschen wußten nicht, was mit ihnen vorgegangen war. Sie waren tief ergriffen. Die Erinnerung an den Abschied von Vater und Mutter stieg in ihren Seelen herauf — und das allen Menschen unverlierbare Gute erhob sich gegen die schlechte Neigung. Sie fühlten sich gehoben, frei von dem schlechten Ich und sie erhoben sich und gaben sich die Hände zum Schwur, dem Advokaten keine Schande, sondern Ehre zu machen.

Diese Höhe war für die drei armen Burschen ein Rütli geworden.

5.

Zwei Fürsten.

Bernhard stieg weiter den Berg hinan, über Felstrümmer, sumpfige Wiesen, über klare Bergbächlein, an Zirbelbäumen vorbei, bis er zu einer Alphütte kam, von welcher aus rechts der Blick in ein einsames wildes Thal zwischen Gletschern sich öffnet, aus dem ein großer Gebirgsbach sich windet und dann wild tosend und schäumend ins tiefe weite Thal unten stürzt, um sich mit dem Flusse zu vereinigen, an dessen grünen Ufern weit hinaus friedliche Dörfer sich breiten, aus denen grüne schlanke Thürme in den blauen Aether ragen. Der warme Mittag brütete auf dem weiten Thale. Vor der sonnverbrannten Alphütte stand ein junger Mann mit einem kleinen Fernrohr und sah ins wilde Gebirgsthal rechts, es schien als wollte er den Ursprung des wilden Baches entdecken. In einiger Entfernung stand ein Bedienter. Der Advokat erkannte sogleich den jungen Mann; es war sein König, welcher die Gebirge liebt. Ehe er sich überlegen konnte, ob er grüßen und vorbeigehen oder in der Hütte einkehren sollte, hatte ihn der junge Fürst erblickt. Er kannte den Advokaten aus dem Hause der Abgeordneten. Er hatte ihn schon sprechen gehört.

Welche wilde Pracht, Herr Doctor! sehen Sie einmal durch das Fernrohr in dieses einsame Gletscherthal hinein.

Bernhard verneigte sich.

Der König bot ihm das Fernrohr.

Der Advokat sah durch.

Haben Eure Majestät den prachtvollen Regenbogen da unten gesehen, wo die zerschellten Tropfen wie eine Wolke aufsteigen?

Freilich, sagte der König, und mich dabei an Göthe erinnert, der dieses Schauspiel so schön geschildert. Leider habe ich die herrliche Schilderung vergessen. Ihr Gedächtniß ist vielleicht besser, Herr Doctor?

Eure Majestät denken an die Stelle im Faust:

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend
Dann aber tausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich diesem Sturm ersprießend
Wölbt sich des bunten Bogens Wechsel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Ja, sagte der König erfreut, diese Stelle ist es; ich danke Ihnen. Ich freue mich, daß ein Mann des Gesetzes der Dichtung so hold ist.

Ja Majestät! ich bin ihr hold, wenn sie wie der Himmelsring dort drüben ist, mit ihrem reinen Lichte die gemeine Wirklichkeit verklärt und uns dann erinnert, daß wir durch Kampf und Noth zu einem Reich der

Harmonien emporgelangen. In allen Kunstwerken feiern wir ein Verlobungsfest des Himmels mit der Erde, wie dort im Himmelsring das ewig ruhige Licht sich mit dem unruhigen Wasserfall verlobt. Wie dort das reine Licht, der Himmel sich vielfarbig schön im Wassertropfen spiegelt, so spiegelt sich der ewige Geist, das Licht der Lichter, in uns, wenn wir dichtend denken und denkend dichten.

Der junge König war über diese Rede hocherfreut; er selber war ein hochaufstrebender Geist, er suchte Harmonien und war darum ein begeisterter Freund der Kunst. Er wollte den Advokaten länger bei sich haben, um ihm zu horchen. Er lud ihn ein, sich vor die Alphütte mit ihm zu setzen und einen Becher Wein mit Alpenwasser zu trinken.

Der Advokat liebte den König um seines kindlichen aufstrebenden Geistes willen und diese Liebe wurde noch erhöht durch die Sorge um den jungen Geist, der so vielen Gefahren ausgesetzt war. Er nahm die Einladung mit Freuden an.

Da saßen nun ein König und ein radicaler Volksvertreter vor der braunen Alphütte, hoch über dem gewöhnlichen Tumult des Lebens, zu ihren Füßen lag das lange Thal. Das Heu duftete aus der Hütte heraus.

Wir Fürsten werden beneidet, sagte der König, und man denkt nicht daran, wie viel wir entbehren.

Entbehren müssen, Majestät! weil sie Regenten und nicht Privatmänner sind.

Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;

Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Der junge König sah mit wehmüthigen Augen in die großen dunklen treuen Augen des Advokaten, dann sagte er: Ich mußte früh dies strenge Wort vernehmen.

Weil Eure Majestät der Zukunft angehören, die eine neue Ordnung menschlichen Daseins in ihrem Schooße birgt. Das Alte fällt, das Neue steigt empor.

Worin besteht die neue Ordnung der Dinge?

In einer höheren und reineren Harmonie der Geister, Majestät!

Auf welchem Grunde?

Auf dem Grunde höherer und reinerer Selbstständigkeit der Geister, Majestät! Eben darum müssen Eure Majestät der Selbstständigste und Freieste sein, um die höchste Harmonie darzustellen und herzustellen und eben darum müssen Eure Majestät so früh das strenge Wort vernehmen: viel zu entbehren. Das ruft Eurer Majestät der Weltgeist und durch ihn Gott zu.

Der junge König hörte aufmerksam auf jedes Wort.

Ist denn ein Leben voll Entbehrung ein beneidenswerthes Loos?

Ja, Majestät! wenn es sich so hoch gesteigert hat, daß es Entbehren des Entbehrens geworden ist. Ein solcher Geist spiegelt Gott, den Unbedürftigen und Freien, am Allerschönsten und Allerreinsten. Darum ist Gott der Selbstständige, der von Niemand abhängt, er ist der wahre Herr der Herrlichkeit und darum unser Urbild, dem wir zustreben. Darum drängt der Weltgeist so

empor und vorwärts nach der Selbstständigkeit und Freiheit auf allen Lebensgebieten.

Wo bleibt denn dann die Harmonie, wenn jeder Geist nach Selbstständigkeit strebt?

Eure Majestät! es sind drei Triebe, die in einem jeden gesunden Geiste gleichmächtig wirken, wie im Leib der Hunger und der Durst. Diese drei Triebe sind der nach Selbstständigkeit, nach Zusammengehörigkeit und nach Gottgehörigkeit. Sie hängen zusammen wie Wurzel, Stamm und Blüthe. Je tiefer die Selbstständigkeit wurzelt, desto mächtiger wird der zweite und dritte Trieb wirken.

Aber ich sehe jetzt nur ein Zerfallen der Ordnung, überall nur Disharmonie;, die Geister stoßen einander nur ab.

Das muß so sein, Majestät! Der neuen Ordnung geht der Zerfall der alten Ordnung voraus. Die Geister müssen sich erst auseinander setzen und sich festsitzen in sich selber, dann werden sie sich um so inniger und harmonischer vereinigen. Die neue Ordnung muß den Tod der alten Ordnung leben, wie der Jüngling den Tod des Knaben lebt.

Der junge König dachte lange nach. Dann wies er mit der Hand auf das weite Thal hinab und sagte: Was soll der Fürst thun, um in diesem Thale die neue Ordnung einzuführen, von der Sie sprechen?

Emporziehen, Majestät! erziehen zur wahren Geistesfreiheit.

Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! du bist so schön!

Und welchen Stufengang würden Sie in der Erziehung zur wahren Freiheit wählen?

Gerechtigkeit, Sittlichkeit und reine Religiosität; sie hängen zusammen wie Wurzel, Stamm und Blüthe; mit der Wurzel muß begonnen werden; es muß Alles radical geschehen, nicht umgekehrt.

Der König sah den jungen Advokaten freundlich lächelnd an und sagte: Sie wollen mich also als einen radicalen König sehen?

Ja, Majestät! weil ich mit gutem Gewissen und Zuversicht sagen darf, daß mich Keiner meiner Zeitgenossen an Treue für Eure Majestät und Eifersucht auf Ihre Macht und Herrlichkeit übertrifft.

Der König hatte einen Diamantring an seinem Finger so lange gedreht, bis der Edelstein einen Sonnenstrahl in prachtvollen Farben zurückwarf — auf die braune Wand der Hütte.

Dieser radicale Edelstein ist Ihr Spiegelbild, sagte der König aufstehend — der Advokat erhob sich gleichzeitig — hart, scharf, klar, litchdurchdrungen und so schön das Himmelslicht vertheilend. Nehmen Sie diesen Ring als Andenken an den Himmelsring da drüben, den ich nie vergessen werde.

Er steckte dem Advokaten den Ring an einen Finger, drückte seine Hand und ging in die Alphütte. Der Advokat ging thalabwärts, dem nächsten Dorfe zu.

6.

Religionsfreiheit.

Der große Saal des Abgeordnetenhauses war an einem Vormittage besonders stark besucht. Die Bänke der Volksvertreter, die Logen und die andern Zuhörerräume dicht gefüllt. Mit Spannung wartete man auf die Verhandlung. Auf der Tagesordnung stand die wichtige Frage über Religionsfreiheit. Hervorragende Redner hatten sich für und wider dieselbe angemeldet. Wen sollte diese große Frage auch nicht interessirt haben. Auf den Gallerien wurde schon viel und lebhaft über dieselbe verhandelt. Endlich gab der Präsident des Hauses das Zeichen und kündigte den Gegenstand der Verhandlung an. Ein langer schwarzgekleideter blasser Abgeordneter bestieg die Rednerbühne, um gegen die Religionsfreiheit zu sprechen. Er wurde durch Beifallsrufen von einem Theile der Abgeordneten öfter unterbrochen. Er sprach sehr gewandt und fließend.

„Das deutsche Staatsleben," sagte er, „sei mit der christlichen Religion auf das Innigste verwachsen; keines dürfe vom andern mehr lassen ohne dem Zerfall ausgesetzt zu sein. Die christliche Religion finde ihren Ausdruck in den drei verschiedenen vom Staate anerkannten christlichen Confessionen, und innerhalb dieses dreitheiligen Kreises könne jeder Staatsbürger, der Christ sei, mit voller Freiheit der Ueberzeugung sich bewegen. Fühle er sich in dem katholischen Monarchismus beengt, so könne er sich ja zu

der genugsam republikanischen reformirten Kirche wenden. Selbst die Augsburgische Confession biete durch die Freiheit der Bibelforschung ausreichend Spielraum für die individuelle Freiheit in religiösen Angelegenheiten. Gehe man noch weiter, so gebe man das Fundament der christlichen Religion selber Preis und öffne der Willkühr und Leidenschaft der Menschen Thür und Thor. Der Staat höre auf ein christlicher Staat zu sein, wodurch sein eigenes Fundament in Frage gestellt wird. Das Fundament des Staates sei die Gerechtigkeit; aber diese hänge unzertrennlich mit den christlichen Satzungen zusammen, daß Gott die Gerechtigkeit ist und diese in dem Versöhnungstod seines eigenen Sohnes geoffenbart habe. Nehme man dieses Grunddogma weg, so falle die Furcht vor Gott weg und dem Staate bleibe nichts übrig, als lediglich durch äußere Zwangsmittel sein Fundament, die Gerechtigkeit, zu erhalten. Jene Grundbestimmung sei allen bis jetzt bestehenden christlichen Kirchen gemeinsam und mit dieser Grundbestimmung hängen alle anderen Sätze auf das Innigste zusammen, wenn auch auf verschiedene Weise. Es handelt sich also um die Preisgebung des allen Kirchen gemeinsamen Fundamentes und das heißt eigentlich die Lehre von der göttlichen Gerechtigkeit Preis geben. Was habe dann das Wort Gerechtigkeit überhaupt noch für eine Bedeutung für den Staatsbürger, wenn der Staat erlaubt, die göttliche Gerechtigkeit, offenbar in dem Versöhnungstode seines Sohnes, öffentlich anzuzweifeln? Was wird denn ein Eid noch gelten? In welches Verhältniß müßte denn eine Religionsgesellschaft zum Staate treten, welche das Grund-

dogma von der göttlichen Gerechtigkeit läugnet? Wird sie nicht auch an dem Fundamente des Staates zu rütteln versucht werden, damit ihre Lehre allgemeine Gültigkeit und praktische Folge erlange? Will aber der Staatsbürger an diesem Fundamente des Christenthums nicht rütteln, das heißt, will er ein Christ bleiben, so sind die bestehenden Kirchen weit genug für sein religiöses Bedürfniß, da ihm zwei derselben freie Schriftforschung zugestehen. Führt aber einen Christen seine Forschung zur Läugnung des allen christlichen Kirchen gemeinsamen Grunddogmas, dann hat er aufgehört ein Christ zu sein, und hat in einem christlichen Staate nur auf Duldung Anspruch, weil der Staat wegen des Verhältnisses seines Fundamentes zum Fundamente des Christenthums um seiner Selbsterhaltung willen doch nicht diejenigen aufmuntern darf, welche an seinen Wurzeln nagen. Religionsfreiheit geben heißt für den modernen Staat den Ast absägen helfen, auf dem er sitzt."

Hierauf bestieg unser Bernhard die Rednerbühne. Mit lautloser Stille folgte die Versammlung seinem klaren scharfen Vortrage.

Er sprach für die Religionsfreiheit und sprach als ein Radicaler.

Der politische Verein, sagte er, hat an und für sich mit der Religion gar nichts zu schaffen; er hat nur die Idee der Selbstständigkeit und Zusammengehörigkeit der Staatsbürger zu realisiren und zwar als strenger Wächter des Satzes: Was du nicht willst, daß man dir thu, das füg auch keinem Andern zu. Aber in Wirklichkeit steht die Sache anders. In jedem Staatsbürger lebt und treibt auch die Idee der

Gottgehörigkeit. Der Mensch ist von Haus aus ein religiöses wie politisches Wesen. Diese Idee der Gottgehörigkeit in Verbindung mit der Idee der Zusammengehörigkeit wirkt nothwendig organisirend und so muß neben dem politischen Verein auch ein religiöser Verein entstehen. So lange die Idee der Gottgehörigkeit noch nicht selbstständig organisirend wirkt, bemächtigt sich der Staat des Gefühles der Gottgehörigkeit und macht es zum Mittel für seine Zwecke. Er organisirt einen religiösen Verein, der dann ihm untergeordnet ist; die Religion ist Staatsreligion. Wenn aber die Selbstständigkeit einmal zum Bewußtsein gekommen ist, dann will das religiöse Bewußtsein und Bedürfniß nicht mehr vom Staate bevormundet werden. Die Gerechtigkeit ist dann nur der feste Boden, auf dem die Idee der Sittlichkeit und Religiosität organisirt. Ist die Gerechtigkeit das Fundament aller religiösen Vereine, so hat weiterhin der Staat von ihnen nichts zu besorgen, er muß der Entwicklung der Ideen, die ihn nichts angehen, freien Lauf lassen. Ein religiöser Verein, welcher die Idee der Gerechtigkeit und Sittlichkeit verläugnen würde, wäre eben kein religiöser Verein und hat mit unserer gegenwärtigen Frage gar nichts zu thun. Darum soll der Staat um seiner Selbsterhaltung willen die Grundnormen jedes religiösen Vereines, wie jedes andren Vereines untersuchen. Will ein religiöser Verein die Idee der Sittlichkeit und Gottgehörigkeit verwirklichen, und zwar mit gerechten und sittlichen Mitteln, so muß der Staat so viel Gerechtigkeitssinn haben, die Selbstständigkeit des Staatsbürgers nicht beschränken zu wollen. Er muß eben dadurch beweisen, daß sein Grund-

wesen die Bewahrung und Bewährung der Gerechtigkeit für Alle ist. Ist das Gerechtigkeit, wenn der Staat zu Gunsten einiger bestehender religiöser Vereine die Organisation anderer Vereine verhindert, die aus dem sittlich-religiösen Bedürfnisse gleichberechtigter Staatsbürger entspringen, weil die Organisation der vorhandenen Vereine nicht mehr genügen, denn sonst dächten sie nicht daran, neue zu organisiren? Warum entsprechen denn die vorhandenen religiösen Vereine so vielen Staatsbürgern, zu denen ich selber gehöre, nicht mehr? Es muß doch diese Erscheinung auch ihren Grund haben. Unsere Begriffe über die Realisirung der höchsten menschlichen Ideen weichen eben entschieden von den Begriffen ab, welche in den bestehenden religiösen Vereinen maßgebend sind. Wir haben mit der fortgeschrittenen geistigen, sittlichen und politischen Selbstständigkeit andere Begriffe von Religiosität, Sittlichkeit, ihr gegenseitiges Verhältniß und über das Wesen und den Zweck eines religiösen Vereines. Und diese Begriffe werden dadurch, daß sie von bestehenden Vereinen angefeindet und ihre Träger verfolgt und von dem Staate nicht anerkannt werden, nichts von ihrem Werthe verlieren. Ja es fällt ihnen gar nicht ein, von den bestehenden religiösen Vereinen als solchen Anerkennung oder auch nur Gerechtigkeit zu verlangen; wohl aber haben sie ein Recht dazu, von den Mitgliedern der bestehenden religiösen Vereine, insofern sie Staatsbürger sind, die Anerkennung des gleichen Rechtes auf Vereinigung zu erwarten und weiterhin vom Staate als dem Wächter der Gerechtigkeit zu fordern, daß er sie den anderen Staatsbürgern an dem Rechte der Organi-

sation und Vereinigung zu sittlich-religiösen Zwecken gleichstelle. Wollen wir Ungerechtes, so beweiset es uns, wollen wir aber nur Gerechtigkeit, warum wird sie uns von dem Verein verweigert, der die Devise im Schilde führt: Justitia fundamentum regnorum? Ich verlange Religionsfreiheit, weil Gerechtigkeit.

Sein gegnerischer Vorredner, fuhr Bernhard fort, habe behauptet, der Bestand des modernen Staates, welcher auf Gerechtigkeit basirt ist, hänge unzertrennlich zusammen mit dem christlichen Grunddogma von der göttlichen Gerechtigkeit, welche sich in dem Versöhnungstode seines Sohnes geoffenbart habe. Falle diese Grundlehre durch die freie Schriftforschung dahin, so falle nothwendig der Glaube an die Gerechtigkeit überhaupt und somit die Furcht Gottes dahin und dem Staate bleibe nichts übrig, als durch äußere Zwangsmittel die Gerechtigkeit zu wahren. Wenn ich auf den Grund dieser Beweisführung sehe, fuhr der Redner fort, so komme ich zu ganz anderen Resultaten. Muß die Bibelforschung bei dieser genannten Grundlehre stehen bleiben, so schrecke man auch nicht zurück, die Consequenzen für das bürgerliche und politische Leben zu ziehen. Mit jener Grundlehre hängt unzertrennlich zusammen die Lehre, daß der Mensch aus sich selber nichts Gutes hervorbringen könne, also sittlich ohnmächtig sei. Was folgt daraus? Daß Alles von der Gnade eines Andern abhängt. Und was folgt weiter daraus? Daß die Ausübung der Gerechtigkeit von der Gnade eines Andern abhängt und nicht Sache der eigenen Anstrengung ist. Diejenigen nun, welche sich im Besitze der göttlichen Gnade glauben, un-

terschätzen die Werke auch der staatlichen Gerechtigkeit und fügen sich nur der äußeren Gewalt; diejenigen hingegen, welche mit der staatlichen Gerechtigkeit in Conflict kommen, entschuldigen sich mit der menschlichen Ohnmacht. Wie hat denn nun da der Staat sein Fundament in dem Grunddogma der drei christlichen Kirchen, wie der Vorredner behauptet? So wenig durch öffentliche Hinrichtungen der Gerechtigkeitssinn der Menschen erhöht wird, ebenso wenig wird durch den Glauben an das Opfer der göttlichen Gerechtigkeit der Mensch für die gemeine Gerechtigkeit erzogen. Das beständige Gefühl der eigenen Ohnmacht, die immerwährende Furcht vor ewiger Verdammniß macht knechtische Staatsangehörige, die in einen Polizei-, aber nicht in einen Rechtsstaat taugen. So lange daher eine Regierung nicht radikal den Rechtsstaat will, wird sie immer im Bunde bleiben mit den genannten drei christlichen Kirchen um ihres gemeinschaftlichen Grunddogmas willen, und wird nicht wollen, daß eine neue Kirche ersteht, welche in ihrer Forschung über jene theologische Grundlehre hinausgekommen ist. Denn die Consequenzen sind derart, daß der Polizeistaat dem Rechtsstaate eben so weichen müßte, wie die kirchliche Lehre der gereinigten christlichen. Wollen wir uns für einen Augenblick diese neue Kirche vergegenwärtigen, um ihr Verhältniß zum Staat zu erblicken. Sie würde nicht bestehen können, wenn sie nicht auf der Idee der Gottgehörigkeit und Zusammengehörigkeit ruhen würde; denn diese Idee ist eine allgemeine und darum nothwendige geworden. Ruht sie aber auf diesen Ideen, ohne irgend weiteren Zusatz, so wird die

Gottes= und Nächstenliebe ihr Grundgesetz sein. Die Liebe kann nicht bloßes Gefühl sein, denn Empfindung kann nicht befohlen werden; also muß sie sittliches Thun sein, das in der freien Selbstbestimmung und Anstrengung wurzelt. Sie wird sich in den Satz fassen lassen: Was du willst, daß dir die Menschen thun sollen, das thu auch du ihnen. Und was hat dieser Satz für eine nothwendige Voraussetzung? Den Satz: was du nicht willst, daß man dir thu, das füg auch keinem Andern zu. Nun und dieser Satz ist die Gerechtigkeit, welche das Fundament der Staaten ist. So hätte also das Fundament der neuen christlichen Kirche das Fundament des modernen Rechtstaates so zur Voraussetzung, wie die Blüthe die Wurzel voraussetzt. Diese neue Kirche kann aber nicht erstehen, wenn nicht Religionsfreiheit herrscht; also muß der Staat, wenn er ein Rechtsstaat sein oder werden will, um seines Fundamentes willen die Religionsfreiheit einführen. Thut er das nicht, so sägt er, um ein Gleichniß meines Vorredners anzuwenden, den Ast ab, auf dem er sitzt, oder sich setzen will. Unser eignes Dasein als Volksvertreter in diesem Hause ist eine Frucht des Emporwachsens des Polizeistaates in den Rechtsstaat; zum Rechtsstat gehört aber Religionsfreiheit, sonst ist das Haus nicht ausgebaut und fällt zusammen. Wenn also dieses Haus, in dem wir Volksvertreter tagen, gegen die Religionsfreiheit stimmt, untergräbt es sein eigenes Fundament; der Volksvertreter, der gegen dieselbe stimmt, sägt den Ast ab, auf dem er sitzt. Es gibt keinen Stillstand im Leben des Staates, geht es nicht vorwärts zum Lichte und zur Freiheit, so geht es rückwärts zur

Finsterniß und Knechtschaft. Ich setze mein Vertrauen auf den nie ruhenden Weltgeist, dessen Organe wir sein sollen, daß er Alle vermittelst der überzeugenden Gründe erleuchten und treiben werde, das zu wollen, was früher oder später doch geschehen muß, erzwungen werden wird.

Das ist Sophisterei! rief der Minister des Cultus.

Das ist mehr als Sophisterei, das ist Rebellion, rief der Justizminister, das ist Volksverführung, die der Arm des Gesetzes zu erreichen wissen wird.

Eine unheimliche Pause.

Bernhard sagte: Wenn ich unrecht geredet habe, so müssen Sie es mir beweisen, wenn ich aber Recht geredet habe, warum drohen Sie mir als Wächter des Rechtes. Auf welcher Seite ist Rebellion gegen die Gerechtigkeit? Ich wende mich an die allgemeine Vernunft.

Da rief der Justizminister im höchsten Zorn: Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? Sie sind ein staatsgefährlicher Volkstribun, den die Nemesis ereilen wird.

Da brach der Sturm los.

Eine Stimme rief: der Minister dürfe keinen Volksvertreter beleidigen, noch weniger bedrohen. Auf den Gallerien herrschte große Aufregung. Man rief dem Redner zu, er solle sich nicht fürchten, das Volk stünde hinter ihm mit Gut und Blut.

Der Präsident gebot Stillschweigen.

Ein radicaler Volksvertreter forderte vom Präsidenten, daß er auch den Minister zur Ordnung rufe; er habe sie so gut wie die Gallerie gestört.

Der Präsident rief den Minister zur Ordnung und er-

klärte ihm, daß er keinem Abgeordneteu zu drohen das Recht habe; innerhalb dieses Hauses sei Jeder nur dem Präsidenten, als dem Wächter der Ordnung, verantwortlich; sonst keinem Richter auf Erden.

Nun bedrohte der Justizminister den Präsidenten.

Ein Polizeidirector erschien Abends bei dem Advokaten mit mehreren Dienern und verhaftete denselben. Er wurde in ein Gefängniß der königlichen Polizei gebracht.

7.

Im Kabinet des Königs.

An demselben Abende saß der junge König im Gebirge in dem Zimmer seines Schlosses und las in einem Buche. Es erinnerte ihn lebhaft an das Gespräch, das er vor mehreren Monaten vor einer Alphütte mit dem Advokaten gehabt hatte.

Er schellte. Sein Adjutant, eine ziemlich rauhe Gestalt, erschien.

Wissen Sie nicht, Graf, wer dieses Buch geschrieben hat? Sie haben es mir gebracht.

Ja, Eure Majestät! Ein Advokat, Namens Gärtner. So eben, Majestät! bringt der Courier die Nachricht aus der Residenz, daß er festgesetzt worden ist.

Warum?

Wegen einer Rede in der Kammer über Religionsfreiheit.

Wer hat ihn festnehmen lassen?

Der Justizminister.

Er soll heute Nacht noch zu mir kommen. Auch will ich heute Nacht noch die Rede des Advokaten lesen.

Der Adjutant salutirte und ging, um einen Reiter abzusenden.

Der König durchschritt unruhig sein hohes Gemach. Sein schönes Gesicht leuchtete plötzlich auf.

Ich würde ihn beneiden, sagte er, wenn ich ihn nicht aufrichtig bewundern und stolz darauf sein würde, daß ich einen solchen Geist bewundern kann. So ist es doch einmal der Mühe werth, ein Mensch zu sein. Er lebt für seine hohe Idee und er würde auch für sie sterben. Das ist etwas Anderes, als Kriechen, um dieses niedere Dasein mit einigen Flittern verschönern zu können. Ich sehe ihn noch, wie er vor der Alphütte auf das Thal zeigte und dann zu mir sagte: Solch ein Gewimmel möcht ich sehn — Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn. Ziehen Sie das Volk empor zur Freiheit, Majestät! Und dann sagte er weiter, er sei eifersüchtig auf meine Macht und Herrlichkeit; darum wünsche er das.

Der König dachte an den Himmelsring und an den Diamantring.

Nach einigen Stunden brachte der Adjutant die Rede des Volksvertreters und meldete den Minister an. Der König wollte vorher die Kammerrede durchlesen. Er nahm zwei Wachslichter, stellte sie auf einen Sekretär und las die Rede stehend. Sein junger idealer Geist wurde mächtig ergriffen und emporgehoben in das schöne Reich der Ideale.

Der Justizminister erschien vor dem Könige.

Haben Sie die Erlaubniß der Kammer zur Verfolgung des Abgeordneten Gärtner erhalten?

Noch nicht, Majestät! ich will sie morgen nachträglich einholen.

Was? Die Kammer hat die Einwilligung nicht gegeben?

Es war zu spät, Majestät! sie zu befragen.

Zu spät! Ja es ist zu spät. Die Verfassung ist verletzt; ich habe Ihnen persönlich nichts weiter mehr zu sagen.

Der Minister trat ab.

Der König schellte; der Adjutant erschien. Der König schrieb.

Hier, Graf! ist der Befehl, den Advokaten augenblicklich aus der Haft zu entlassen. Ich wünsche, daß Sie selber diese Angelegenheit besorgen.

In zwei Minuten, Majestät! werde ich im Sattel sitzen. Ich bin stolz auf diese Sendung, Majestät!

Warum Graf?

Weil sie zur Verherrlichung der Krone Eurer Majestät beiträgt.

Ich erfülle ja nur meine Pflicht, Graf!

Und eben das, Majestät! fällt den Königen schwerer als Ertheilung von Gnaden.

Woher wissen Sie das, mein Herr Philosoph?

Aus meiner eigenen Erfahrung, Majestät! Der Mensch ist lieber gnädig als pflichtgetreu, lieber fromm als sittlich gut, und lieber barmherzig als gerecht. Bei Fürsten ist dies in noch höherem Grade der Fall.

Ich weiß auch den Grund, Graf! weil man nämlich den Fürsten selten oder nie von Pflichterfüllung, aber oft oder immer von ihrer Gnädigkeit sagt. Und wenn dann ein Fürst seine Pflicht erfüllt, so sagt man ihm vor, er sei gnädig gewesen. So wird man es von mir morgen sagen. Denken Sie nicht auch so, Graf?

Ja, Majestät. Die Höflinge und der Pöbel sind

hierin gleich; beiden fehlt der Sinn für Gerechtigkeit und Pflicht; sie halten Alles auf Gnädigkeit.

Richtig, Graf! darum gibt es so viele gnädige Herren und gnädige Frauen, weil man dem Worte Pflicht und Gerechtigkeit ausweichen will. Man nennt den Höherstehenden gnädig, weil man ihn nicht für gerecht und sich selber nicht für pflichtgetreu hält. Man sollte diese Bezeichnung im Interesse der Gerechtigkeit und Sittlichkeit abschaffen.

Sie ist schon abgeschafft, Majestät!

Von wem?

Von dem Gründer des Christenthums. Ein Mann redete ihn an: Gnädiger Meister! Hierauf verwies er ihm diesen Titel mit den Worten: Was nennst Du mich gnädig? gnädig ist nur Einer, Gott.

Trefflich, mein lieber Graf! ich gebe Ihnen den Titel „Hofprediger" in dem Sinn, in welchem ihn der große Confucius erhalten hat. Jetzt eilen Sie in die Stadt, Graf!

Der König reichte seinem alten Freunde die Hand. Dieser salutirte und ging.

8.

Die Sternennacht.

Der König war allein im Kabinet. Er war feierlich gestimmt. Er öffnete eine Thüre, durchschritt einen kleinen Saal und trat auf den hohen Balkon hinaus. Es herrschte ringsum feierliche Stille; der Sternenhimmel glänzte majestätisch und der Gebirgssee zu den Füßen des Königs spiegelte zitternd die Myriaden Welten wieder. Der junge König sah nachdenkend zum Sternenhimmel empor. Er dachte daran, daß der Kaiser von China nach uraltem Gebrauche an dem größten Feste einen Sternenmantel trage.

Warum wohl?

Wie das große Weltgesetz Harmonie und Frieden da oben hält zwischen den Millionen Welten, so soll das Gesetz des Geisterreiches, dessen Träger der Fürst ist, Harmonie und Frieden in dem Reich der Geister halten.

Der Sternenhimmel erinnerte dann den König an den großen Kant, dem nur zwei Dinge imponirten, der gestirnte Himmel über ihm und das Gewissen in ihm.

Jetzt, sagte der König zu sich selber, verstehe ich, wie das zusammenhängt. Ihm imponirte die Majestät des Gesetzes der Harmonie da droben und hier unten. Jeder Bürger trägt das Gesetz der Harmonie in sich, wie jeder Stern da droben. Diesem inneren Gesetze muß jeder Mensch sich beugen, wenn er Harmonie und Frieden in sich selber haben

will. Aber das ist noch nicht genug. Der Mensch ist nicht allein auf Erden. Darum muß er so handeln, daß sein eigener Grundsatz zum allgemeinen Gesetze könne erhoben werden. So wird dann Harmonie erzweckt im Großen, wie da droben die tausend Welten harmonisch und im Frieden leben. Vor der Majestät dieses allgemeinen Gesetzes, auf dem der Staat ruht, müssen alle Bürger sich beugen, und ich der König soll der lebendige Ausdruck dieses Gesetzes sein — ich soll den Sternenmantel tragen. So spiegelt der König den Unsichtbaren, Großen, auf den Gewissen und Weltgesetz hinweisen und vor dessen Majestät Alle sich beugen. —

Der König sah eine Weile schweigend auf den Wasserspiegel vor ihm.

Dann fuhr er fort zu sprechen: Ja, so ist es; meine Pflicht ist die höchste Pflicht, ich muß unter allen Bürgern am Meisten meinen eigenen Willen beschränken, weil ich das allgemeine Gesetz bin. Mir vor allen Bürgern gilt die strenge Norm des Lebens: Handle so, daß deine Maxime zum allgemeinen Gesetz erhoben werden kann. Darum sagte der Advokat auf dem Berge zu mir, ich müßte so groß werden, daß ich das Entbehren entbehren könnte. Meine Pflicht ist groß und schwer, doch schön, und wenn ich sie erfülle, beugen sich vor mir die Geister; sonst nur die Körper allein. Ich erinnere mich, daß der stolze Kant dies offen ausgesprochen hat. Wenn ich vor einem Höheren stehe, sagte er, so beugt sich mein Haupt, aber mein Geist beugt sich nicht; wenn ich aber einen Menschen seine Pflicht erfüllen sehe, da beugt sich mein Geist. Der Volksvertreter hat seine Pflicht erfüllt, so beuge sich

denn mein Geist vor ihm; und ich habe meine Pflicht ihm und dem Gesetze gegenüber erfüllt, so darf ich hoffen, daß auch sein Geist, der Geist des Volkes, vor mir sich neigt. So habe ich Frieden in mir selber und Frieden mit meinem Volke, und in dieser allgemeinen Harmonie der Geister spiegelt geistig mein Königreich dieses harmonische Reich droben, wie der klare See es sinnlich spiegelt und wie der Himmelsring am Wasserfall die Sonne spiegelt.

Das Geheimniß unsers Lebens
Ist die Spiegelung fürwahr!
Ist das Ziel des höchsten Strebens,
Machet Gott uns offenbar.

Schollhorn

Salzbrunner, Bruno

Der Himmelsring Eine einfache Erzählung von Bruno Salzbrunner. Ein kleiner Stein zum Bau der deutschen Zukunft

Nürnberg 1868